

# VEROBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Contre-Dampf. Eine Eisenbahngeschichte von A. Oskar Klaußmann. — Angenehme Überraschung für Papa. Von Spizer. — Das Goldstück der Königin. Von R. Neumann-Strela. (Schluß). — Drei Weihnachtsabende. Lebens-Erinnerungen von Ludw. Vietzsch. — Vorfrühling im Walde. Von M. Pelouze. — Monatsbilder: März. — Die menschliche Physiognomie und der erste Eindruck. Plauderei von Gerh. Stein. — Aus dem Berliner Musikleben. Von H. Ehrlich. — Kleines Auskunftsbureau des „Bazar“. — Deutsche Künstler und Künstlerinnen. Teresina Geßner (mit Porträt). — Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „März“. — Buntes Allerlei. — Korrespondenz.

## Contre-Dampf.

Eine Eisenbahngeschichte von A. Oskar Klaußmann.

Mitten auf freier Strecke liegt das Wärterhaus Nr. 84. Bis zu den beiden nächsten Stationen bahndwärts und bahnaufwärts ist eine halbe Stunde Weges, ebensoweit ist es nach dem nächsten Dorfe. Es ist recht einsam gelegen, dieses Bahnwärterhaus, und doch ist es für den Betrieb von außerordentlicher Wichtigkeit. Es liegt an der Weiche, an welcher sich die Nebenstrecke von der Hauptbahn abzweigt, es liegt außerdem in einer Kurve und an einem Gefälle, wie es nur eine Gebirgsbahn aufzuweisen hat. Von der Station oberhalb fährt der Zug eine weite Strecke lang zwischen lotrecht ansteigenden Felsenwänden, zwischen denen der Raum für das Bahngleise erst herausgesprengt werden mußte; dann wendet er sich, den malerischen Krümmungen der Bahnlinie folgend, in das Thal hinab, um hinter der Wärterbude Nr. 84, je nachdem er auf die Haupt- oder Nebenstrecke übergegangen ist, wieder auf die Horizontale zu gelangen.

Wegen all dieser Umstände ist der Posten des Wärters Nr. 84 ein sehr wichtiger und verantwortlicher. Ein Versehen in der Signal- oder Weichenstellung würde unsagbares Unglück herbeiführen, insbesondere für die Courierzüge, die des Tages mehrmals mit solcher Wucht und Geschwindigkeit vorüberziehen, daß das kleine Wärterhäuschen in seinen Grundfesten bebte. Selbstverständlich ist an diesem wichtigen Punkte ein im höchsten Grade zuverlässiger Beamter postiert, welcher außer seinem Dienstes noch einen Spezialleid auf seinen besondern Posten geleistet hat, dahingehend, seine Stelle an der Weiche, bevor er reglementsmäßig abgelöst wird, unter keinen Umständen zu verlassen. Bei dem jetzigen Inhaber der Stelle, dem Weichenwärter Mildner, wäre allerdings ein solcher Spezialleid gar nicht nötig gewesen. Dieser sonnengebräunte, kräftige Mann, in der Mitte der dreißiger Jahre, ist ein Muster von Zuverlässigkeit, das beweist das eiserne Kreuz auf seiner Brust, das beweisen die beiden goldenen Achsellitzen auf seinem Uniformrock, von denen jede einzelne die Auszeichnung für eine fünfjährige, absolut tadelfreie Dienstzeit bei der Bahn ist.

Still und zufrieden lebt Mildner hier in dem kleinen Häuschen mit Weib und Kind. Zwar die Frau ist schwach und kränklich, aber der Gatte ist so liebevoll gegen sie, nimmt ihr selbst, wenn er irgend kann, die schwersten Hausarbeiten ab, daß sie sich mit Aufgebot aller Kräfte aufrecht und im Schaffen erhält, ja immer noch lächelt, wenn des Mannes treue braune Augen besorgt forschend auf ihrem bleichen Gesichte ruhen. „Es wird schon besser werden!“ Damit tröstet sie den Gatten und sich selbst. Der kleine vierjährige Karl, der allein den Eltern blieb, nachdem drei seiner Geschwister im zartesten Kindesalter gestorben, blüht dafür wie eine Rose. Sein Tummelplatz ist der kleine Garten hinter dem Bahnwärterhäuschen, in welchem im Sommer die mächtigen Sonnenblumen die Staffage bilden, die bei allen norddeutschen Bahnwärterhäuschen unvermeidlich zu sein scheint. Karlchen verpricht einmal ein tüchtiger „Eisenbahner“ zu werden. So klein er ist, kennt er doch schon die Signale,

weiß ungefähr die Zeit, wann die Züge durchpassieren und erweist jedem derselben sein Honour, indem er sich hinter seinen Vater stellt und die kleine Hand ernsthaft an seinen Blondkopf legt. Er hält das für eine so wichtige Aufgabe und Verpflichtung, daß er sie um keinen Preis versäumen möchte.

Ein herrlicher klarer Frühlingstag ist vorüber. Warm

Frau, und das Kind versucht sie mit Schreien und Küßen wieder zum Leben zu bringen. Mildner hebt die Ohnmächtige auf, bringt sie nach dem kleinen Stübchen und macht nach seinem Verständnis mit kaltem Wasser Wiederbelebungsversuche: endlich schlägt die Ohnmächtige die Augen auf.

„Franziska! Mein geliebtes Weib!“ ruft Mildner, die noch halb Bewußtlose küßend.

Die Kranke kommt mehr und mehr zu sich, sie versucht zu lächeln, aber dieses Lächeln erstickt auf dem Gesichte, das sich mehr und mehr mit totenfahler Blässe überzieht.

Mit der kraftlosen Rechten umschlingt sie den Knaben, die Linke legt sie um des Mannes Hals und flüstert ihm zu: „Friedrich, es geht zu Ende! Ich sterbe! Ich habe es schon seit Wochen gefühlt!“

Schluchzend beugt sich der Mann über die Flüsternde und drückt ihren Kopf an seine Brust.

Die elektrischen Läutesignale, von draußen her klingend, schrecken ihn auf. Mit einem schmerzlichen Stöhnen reißt er sich von dem Krankenbette los, um draußen seiner Pflicht zu genügen. Wie im Traume stellt er das optische Signal, revidiert er die Weichenstellung und bleibt dann, den Weichenhebel in der Hand, voll bangen Harrens auf seinem Posten stehen. Nur wenige Minuten hat er zu warten, aber welche Pein, welches Bangen liegt in diesem Harren! Der Schnellzug braust vorüber! ... Mildner eilt zu seiner Frau, die wiederum in tiefe Ohnmacht gefallen ist.

Nur an den schweren, ruckweisen Atemzügen merkt man, daß noch Leben in der Kranken ist.

Der unglückliche Mann verzweifelt fast! Muß er ohne jeden Rettungsversuch sein geliebtes Weib hinterlassen? Und doch, was kann er thun? Ärztliche Hilfe herbeischaffen! Aber er darf von seinem Posten nicht fort, wie soll er irgend jemand herbeirufen? So weit eine Menschenstimme reicht, befindet sich kein bewohntes Haus.

Er vergräbt das Gesicht in den Händen und die Thränen der Verzweiflung und Hilflosigkeit rinnen ihm durch die Finger ... Da schmiegt sich leise klagend etwas an seine Kniee — der kleine Karl.

Mildner drückt das Kind an sein Herz und plötzlich kommt ihm ein Gedanke. Er reißt ein Stückchen Papier vom Tische und schreibt auf dasselbe mit zitternder Hand: „Wärterbude 84. Meine Frau stirbt! Hilfe! Ein Arzt!“

Dann führt er den Knaben hinaus, trocknet ihm die Thränen ab und erklärt ihm: „Karlchen! Deine Mutter ist sehr krank! Du kannst sie vielleicht retten! Lauf mit dem Zettel nach der Station oberhalb und gib ihn dem ersten Menschen, der dir im Bahnhof begegnet! Bleib aber auf der linken Seite des Gleises, denn hier kommt jetzt kein Zug! Gehe ja nicht nach der rechten Seite hinüber! Hörst du, mein lieber Karl! Und nun lauf! Vielleicht rettest du deine Mutter! Gott sei mit dir!“

Er küßt den Knaben und drückt ihn noch einmal mit schmerzlicher Zärtlichkeit an sein Herz.

Karl faßt mit seiner kleinen Rechten den Zettel und läuft so rasch ihn seine Beinchen tragen wollen. Mildner sieht ihm noch einen Augenblick nach, dann eilt er zurück an das Krankenbett der Frau.

Nach langem Bemühen seinerseits schlägt sie wieder die



Angenehme Überraschung für Papa. Nach dem Originalgemälde von Spizer.

und blütenwedend hat die Sonne am wolkenlosen Himmel den ganzen Tag geschienen, jetzt geht sie hinter den Bergen im goldigen Abendrot zu Rüste. Auf der Bank neben der Thür sitzt Mildner und wartet auf das Erklingen der elektrischen Signale, die den Abgang des fahrplanmäßigen Schnellzugs von der Station unterhalb verkünden sollen. Plötzlich erschreckt ihn ein lauter Angstschrei aus dem Garten. Er eilt bestürzt dorthin und das Herz krampft sich ihm zusammen. Da liegt mit gebrochenen Augen in tiefer Ohnmacht die kranke

du, mein lieber Karl! Und nun lauf! Vielleicht rettest du deine Mutter! Gott sei mit dir!“

Augen auf, aber sie scheint ihren Mann nicht zu erkennen. Neue Qual! Mit dem heißesten Gebete erlebte der schmerzgepeinigste Mann Hilfe — Beistand. Ach! Wenn es doch dem Kinde gelänge, einen Arzt herbeizuschaffen . . .

Mildner befällt plötzlich eine ganz seltsame Angst wegen des Kindes! Wenn diesem unterwegs ein Unfall zustiehe? Aber was soll ihm geschehen! Jetzt ist der flinke Knabe schon über die Hälfte des Weges, jetzt ist er ungefähr in der Felschlucht und da ist er am sichersten, denn er kann vom Wege nicht mehr abweichen! Gott, o Gott, leite die Schritte des unschuldigen Kindes, daß es glücklich seinen Weg vollende und Hilfe bringe für die sterbende Mutter . . . Elektrische Glockensignale von draußen ertönen plötzlich, so seltsam feierlich und laut . . .

Mildner fährt auf! „Was ist das?“ Das Zeichen für einen Extrazug . . . Die Glockensignale ertönen wiederum. Sie melden einen Extrazug von der Station oberhalb . . . Der pflichtgetreue Beamte wirft einen Blick auf die bewußtlose Frau und eilt hinaus, um seine Pflichten zu erfüllen. Er muß sich gewaltsam befinden, was er thut, als er das optische Signal stellt, denn er ist wie im Traum; Sorge und Herzeleid halten seine Gedanken wie mit einem Rebel umfangen.

Er muß sich befinden! Auf welchem Geleise kommt doch der Zug? Auf dem da . . . auf dem linken . . . um Gottes Barmherzigkeit willen! Das ist das Geleis, an welchem das Kind nach dem Befehl des Vaters geht. Das Kind, das jetzt zwischen den langen, hohen Felsenmauern ist, dort muß es dem Extrazuge begegnen, dort wo kaum ein Ausweichen für den erfahrenen Mann möglich ist . . . Das Kind! das Kind!

Der vor Angst halb wahnsinnige Mann umflammt wie zusammenbrechend die eiserne Laternenstange der Weiche. In seinem Hirn dröhnt es und seine Brust krampft sich zusammen, er fühlt, wie sein Herz zermalmt wird, sagt sich, daß sein Kind verloren sei in wenigen Augenblicken! Er spannt alle seine Kraft an, um einen Hilfschrei auszustößen, aber nur ein dumpfes Stöhnen entringt sich seiner Brust! Ach! Und wenn er schrie, mit Donnerstimme um Hilfe riefte, was würde es nützen? Wer hört ihn? Wer kann helfen? Von oberhalb, vom Berge her, dringt schon ein dumpfes, rollendes Dröhnen, es ist der nahe Zug, der das Echo der Felsenwände weckt. Jetzt muß er an der Stelle sein, wo das Kind sich befindet, wahrscheinlich ratlos vor den blendenden Lichtern der Lokomotive, betäubt von dem Rauseln und Klirren des daherstürmenden Zuges, das zwischen den Felsenwänden zehnfach wiederhallt . . .

Wie im Wahnsinn streckt Mildner die Hände vor, als könne er das Kind zurückreißen vor dem eisernen Ungeheuer, das soeben über den Leib des Knaben dahinrollen will, er taumelt zwei, drei Schritte nach vorwärts. Von den Felsenwänden her dringt bis zu ihm gedämpft das Notsignal der Lokomotive, kurze, rasch aufeinander folgende Pfliffe!

Zu spät!  
Eine Ohnmacht umfängt die Sinne des Zusammenbrechenden.

Der kleine Karl war inzwischen unablässig vorwärts gelaufen. Die Worte des weinenden Vaters zitterten ihm in Ohr und Herzen nach und trieben ihn immer wieder zu neuem Laufen an. Aber die schwachen Kräfte begannen allmählich zu erlahmen. Die kleine Brust arbeitete feuchend, oft taumelte er wie trunken vom schmalen Wege. Dennoch raffte er sich immer wieder zusammen.

„Mutter stirbt.“ Diese furchtbaren Worte klangen unablässig in des Kindes Ohren. Es hörte sie wenigstens heraus aus dem Glockengetöse, das es umgab, das fürchterliche Tönen, das freilich nur in seiner Einbildung bestand und durch den außerordentlich beschleunigten Blutumlauf hervorgerufen wurde. „Mutter stirbt! Weiter, immer weiter!“

Jetzt näherte Karl sich dem Engpaß der Bahn durch die himmelhohen eng zusammengedrängten Felsenwände. Zwischen diesen herrschte bereits dicke Finsternis, aber der kleine mutige

Mann fürchtete sich nicht. Hilfe für die Mutter und Trost für den Vater — das schützte gegen alle Furcht.

Die Sonne hatte mit voller Kraft den Tag über in jene Schlucht hineingeshienen, jetzt hauchten die Felsenwände starke Wärme aus und die Luft zwischen ihnen war so schwül und ermattend, daß die Schritte des kleinen Karl immer langamer und kürzer wurden.

Seine körperliche Energie erlahmte. Er fühlte ein Brennen im Kopf, das beständig zunahm, er stieß in der Finsternis mit den kleinen Füßen gegen die überstehenden Enden der Holzschwellen, noch ein plötzliches, unerwartetes Stolpern und der kleine Körper fällt schwer zu Boden. Der Kopf schlägt auf den Rand der Gußstahlschiene, betäubt bleibt der Knabe liegen — in seiner Rechten noch immer festhaltend, wie einen Talisman, aber ohne Körperkräfte, ohne Willensenergie. Das Kindergemüt tritt in sein Recht und lautes Schluchzen kennzeichnet die Hilflosigkeit des Kleinen, der auch für seine Umgebung alles Interesse verloren hat und sich kraftlos auf die Schiene niedergelegt hat, auf die er eben so schmerzhaft stürzte. Er hört ein Vibrieren der Luft, ein Klingen der Schienen, ein nahendes Rauseln und Dröhnen, er fühlt den Erdboden beben und sieht die Lichter des nahenden Zuges, aber wie gelähmt bleibt er sitzen. Mit seiner Kraft ist es am Ende.

Der Kronprinz des Landes fährt zur Truppenbesichtigung. Auf den Bahnlinien und in den Garnisonstädten, die er passieren muß, ist alles in voller Aufregung, schon seit Wochen sind alle notwendigen Vorbereitungen getroffen. Um so unangenehmer ist es daher, daß plötzlich sämtliche Dispositionen geändert werden müssen, weil auf einer Bahnstrecke, die der Prinz passieren soll, infolge eines Wolkenbruches eine Brücke schadhaft geworden ist. Die Störung ist aber zu überwinden, indem der Prinz einen kleinen Umweg über eine seitliche Bahnlinie macht.

Der plötzlich eingelegte Extrazug bringt den zukünftigen Herrscher des Landes über die Strecke der Gebirgsbahn, an welcher unsere kleine Geschichte spielt. Auf der Lokomotive, deren Laternen weit hinaus in das dämmerige Dunkel strahlen, steht der beste und zuverlässigste Lokomotivführer der Strecke. Ein zweiter, jüngerer Lokomotivführer fungiert ausnahmsweise als Heizer und vorchriftsmäßig befindet sich der Maschinenmeister der ganzen Bahnstrecke zur Oberaufsicht auf der Maschine.

Dröhnend raft die Schnellzuglokomotive durch die Dunkelheit mit dem nur aus wenigen Wagen bestehenden Zuge dahin. Die drei Beamten strengen alle Sinne an, um Wasserstandglas, Regulator, Steuerung, Ventile auf der Maschine und außerhalb die optischen Signale und Eigentümlichkeiten der Strecke zu beobachten. Soeben wirft der Heizer in die rote Glut unter dem Kessel neue Steinkohlen. Der aus der geöffneten „Feuerbuche“ dringende Schein übergießt die drei Männer mit blutrotem Licht.

Da stößt der Lokomotivführer plötzlich einen wilden Schrei aus und deutet durch das runde, geöffnete Beobachtungsfenster nach vorn in die Finsternis. Er springt an das Ventil, durch welches die Lokomotive zum Erönen gebracht wird. Gellende, kurze Pfliffe läßt er sie ausstoßen.

Der Maschinenmeister hat auf einen Augenblick nach vorn geblickt und schreit jetzt ebenfalls auf, denn in den Lichtkegeln der Lokomotivlaternen hat er ein Kind auf den Schienen sitzen gesehen. Er wirft den „Regulator“ herum und sperrt dadurch den Dampf ab. Der Heizer hat die Tenderbremse zugeschraubt und auf das Notsignal der Lokomotive hin ziehen sämtliche Wagenschaffner mit aller Leibeskraft die Bremsen an, daß die Funken von den Bremsklößern fliegen.

Aber was will diese Kraftanstrengung gegenüber den Millionen Zentnern lebender Kraft sagen, welche der Eisenbahnzug entwickelt, indem er auf dem Gefälle wie auf einer schiefen Ebene hinabgleitet? Die Räder sind zwar durch die Bremsen festgehalten und drehen sich kaum, aber trotzdem schieben sie sich, dem furchtbaren Druck des physikalischen Träg-

heitsmoments folgend, auf den Schienen weiter, in drei, vier Sekunden werden sie über das Kind weggerollt sein.

„Contredampf!“ schreit der Maschinenmeister so gellend, daß es das betäubende Dröhnen und Kreischen der Wagenbremsen übertönt.

Der Lokomotivführer dreht mit rasender Hast die vertikale Steuerungsschraube zu, wirft den Hebel herum und schraubt wieder zurück.

„Regulator auf!“  
„Tenderbremse los!“

Mit voller Macht, zischend und pfeifend, dringt der Dampf in die Zylinder, die Kolben- und Pleuelstangen müssen seinem unüberstehlichen Drucke folgen, wenn sie auch zu brechen drohen. Die Räder der Lokomotive drehen sich noch nicht rückwärts, sondern vorläufig auf der Stelle, aber die Maschine leistet dem Vorwärtsschieben der angehängten Wagen Widerstand. Schreckensschreie ertönen aus den Wagen, in denen alles von den Eizen gestoßen wird, an welchen alles Eisen, durcheinandergeschüttelt, raffelt und klappert.

Die drei Männer auf der Lokomotive, welche die Geistesgegenwart nicht einen Augenblick verloren haben, müssen sich mit aller Energie festhalten, denn die Maschine bäumt sich fast wie ein edler Renner, sie hebt sich zollhoch aus den Schienen, sie rutscht noch einige Meter vorwärts, aber der Zug steht, steht unmittelbar vor dem schwachen, halb ohnmächtigen Kinde. Die Wagenthüren fliegen auf, wirres Geschrei und Durcheinanderlaufen. „Was ist geschehen?“ „Ein Attentat?“ „Ein Eisenbahnunglück?“

Der Prinz hat den Wagen verlassen und geht dem Maschinenmeister entgegen, der das Kind auf dem Arm getragen bringt und die Veranlassung des Zughaltens meldet.

Der Prinz nimmt den Zettel aus den Händen des Kindes, welches seinen Kopf an die Schulter des Beamten gelegt hat und vor Erschöpfung eingeschlafen ist.

„Halten Sie bei Wärterbude Nr. 84. Geben Sie das Kind meinem Kammerdiener. Lieber Doktor, bemühen Sie sich nicht um die kleine Hautabschürfung, die ich mir beim Herunterfallen vom Fauteuil seeben zuzog. Bringen Sie lieber Ihre Reiseapotheke in Ordnung, Sie werden Sie sofort brauchen. Vorwärts!“

Der Prinz schwingt sich auf das Trittbrett und in den Wagen.

Der Doppelpfeif der Lokomotive befiehlt: „Bremsen los“ und der Zug jagt hinaus in die Nacht.

Mit einem tiefen Seufzer erwacht Mildner unter hilfsbereiten Händen. Er richtet sich jäh auf und sieht mit einem einzigen Blick sein Häuschen, den vor demselben haltenden Extrazug, Uniformen und Livreeen und sein Kind, nach welchem er zitternd seine Hände ausstreckt.

„Es schläft!“ sagt ihm zur Erklärung der Diener.

Glück und seltsames Dankgefühl überwältigen den treuen Mann fast. Thränen füllen seine Augen.

Der Leibarzt kommt aus dem Wärterhäuschen und meldet dem Prinzen: „Die Frau leidet an hochgradiger Blutarmut und ist infolge von Schwäche von einer schweren Ohnmacht befallen worden. Bei sorgfamer Pflege kann sie genesen!“

„Bringen Sie sie in einem der Begleitwagen unter, so gut es geht. Auf der nächsten Station wollen wir sie in dauernde ärztliche Pflege geben! Und nun, Mann, erzählt, was vorgefallen ist!“ wendet sich der Prinz an Mildner.

Unter tiefer Seelenerstümmung erfährt der Arme seinen Bericht. Kaum vermag er zusammenhängend zu sprechen.

„Braver Mann! Sie haben Ihren Posten nicht verlassen wollen, trotzdem alles für Sie auf dem Spiele stand. Danken wir Gott, daß er alles glücklich gefügt. Nehmen Sie meine Hand, Sie Braver! Ich werde Sie nicht vergessen! Sie sollen auch so bald als möglich abgelöst werden!“

Der Prinz schüttelte die Hand Mildners und bestieg finnend seinen Salonwagen.

Dachte er wohl daran, daß es auch ein Heldentum giebt, das nicht nur im Kanonendonner erworben wird?!

### Das Goldstück der Königin.

(Schluß von Seite 82.)

Erzählung von K. Neumann-Strela, mit Originalzeichnungen von R. Knöfel.



lämmchen in bunten Gläsern erhellten den Eingang zum Blumenhause. Eine Büste Friedrich Wilhelms III. von Preußen, Lorbeerkränze und Blumen schmückten den Saal, den die Königin am Festabende betrat. In einem Gewande von Atlas und Seidenflor, Diamanten und Perlen im Haar, begrüßte sie aufs Gütigste ihre Gäste, während die Musik auf der Estrade eine heitere Weise begann.

„Schon engagiert, Herr General von Blücher? Jene Dame im weißen Kreppkleid ist Fräulein von Malinrodt. Sie wurde mir gestern vorgestellt, ich empfehle sie Ihnen zum tanzen; lassen Sie sich durch Gräfin Voss präsentieren.“

Er bat die Oberhofmeisterin um diese Gunst, als die Monarchin die Reihe der Herren und Damen hinabgeschritten war. Dann wurden zwanglose Gruppen gebildet, der Thee serviert, und mit einer Menuet, zu der die Königin mit ihrem Vater antrat, begann der Tanz. Dann folgte eine Allemande. In der Pause hatte die Gräfin von Voss ihre Gebieterin um Schonung ihrer Gesundheit gebeten, doch ließ sie den Freiherrn von der Goltz entbieten und tanzte mit ihm. Von Walzer und Galopp rief die Oberhofmeisterin aber dringend und erfolgreich ab. Doch nahm die Königin am Contre teil, den Chamisso mit einer älteren Dame und Blücher mit Fräulein von Malinrodt tanzte. Lächelnd bemerkte die Königin, daß „der gute General so gar nicht bei der Sache“ war. Er machte Fehler auf Fehler, schien die Touren zu verwechseln, tanzte bald zu früh nach dieser oder zu spät nach der andern Seite hin.

Seine Gedanken weilen in Lüge und dann, als er den Baron, der bisher am meisten gewonnen hatte, in einer Ecke am Fenster erblickte, am Spieltisch. „Wenn du's dem doch gleich wieder abnehmen könntest“, fuhr es ihm durch den Sinn. Er war froh, als der Tanz vorüber war, und das Fräulein zum Plage führend, dachte er noch: „Willst doch dem Chamisso sagen, was Jochen ausgefuchschtet hat.“ Doch schon kam der Baron auf ihn zu, und es bedurfte nicht vieler Worte, um ihn zum Besuche des Weinhauses noch an diesem Abend zu überreden.

Die Gesellschaft währte aber länger, als ihm, im Verlangen nach dem Spieltische, angenehm, und da eine Verabschiedung bei der Königin vor ihrer Entfernung undenkbar war, so hörte er auf den Baron, daß man bei der Fülle im Saal einen Abschied „auf französisch“ schon wagen könnte. „Dem Chamisso kannst du's auch morgen sagen“, dachte Blücher. Die eben beginnende Coiffage ließ einen nahen Schluß des Tanzes erwarten, und als sich die Königin auch diesmal im Reigen befand, schlichen General und Baron vorsichtig zur Thür und verschwanden. Doch das scharfe Auge der Oberhofmeisterin hatte den heimlichen Rückzug entdeckt und verfehlt nicht, diesen „entfessellichen Verstoß gegen die Etikette“ der Königin zu melden. In ihrer Güte sprach diese die Vermutung aus, daß Blücher unwohl geworden sein möge und der Baron ihn begleitet habe. Doch Fräulein von Bieregge und andere Damen hatten „von diesem und jenem“ vernommen: in einem Weinhanse werde stark gespielt und Blücher sei stets dabei. Es sei dies leider sehr glaublich, da sein Hang zum Spiel von Aurich und Berlin ja bekannt genug. Hastig den Fächer entrollend, wie sie in übler Stimmung zu thun pflegte, wiegte die Monarchin tadelnd das Haupt. Bald entließ sie die Gäste, im Hause wurde es still. Die Kur gebot, rechtzeitig die Ruhe zu suchen, und noch vor Mitternacht war überall das Licht gelöscht. Doch als es drei auf dem Turme schlug, fuhr Johann, der in der Kammer schlief, erschrocken vom Kissen empor. Er hatte den General nicht kommen hören, aber es war ihm, als vernehme er Stöhnen und Ächzen. Ins Zimmer eilend, fand er den Herrn im Bette; das Licht brannte und Blücher lagte über Herz- und Magenkrampf. Salbe und Tropfen, die Johann bei sich führte, schafften nur wenig Linderung, und Blücher äußerte stöhnend die Vermutung, es müßte vom Stahlbrunnen kommen.

„Wenn's nur nicht vom Roten kommt“, brummte Johann. „Soll ich den Doktor holen?“  
„Bleib' mir mit dem vom Leibe, es wird bald besser werden.“

Dennoch vergingen einige Stunden, ehe er Ruhe fand, und da schon die Sonne ins Fenster schien, blieb der Diener jetzt lieber auf. Um sieben schloß der General ganz fest, und plötzlich kam Johann auf den Einfall, die gestern erwähnte Absicht gleich auszuführen. „Katharina ist mit ihren Blumen schon hier, und wenn ich rasch ausbreite und mich bei Vater Melzer nicht weiter veräume, bin ich in einer Stunde wieder zurück.“

Nach wenigen Minuten schlich er die Treppe hinab, und als er mit dem Schläge acht wieder ins Zimmer trat, war Blücher eben erwacht.

„Warst du für mich im Wasserfaßten? Hab's richtig verschlafen, der Schmerz ist weg, aber ich bin wie 'ne Fliege so matt.“

„War in Lügde bei Melzern, wie der Herr General mir erlaubten. Stimmt alles aufs Haar, was das Mädchen mir sagte. Der Alte liegt hilflos wie ein Wickelfind, ich hätte losweinen mögen, als ich ihn sah, und der Raum, wo sie seit dem Hausbrand beim Nachbar wohnen, ist kaum so gut wie der Hühnerstall bei uns auf dem Gute.“ Wieder an seinem Schnurrbart zerrend, zeigte Blücher, daß ihn „was packte“. Er wollte sich aufrichten, sank aber wieder ins Kissen und meinte: „Das ist keine Nachricht, um mich auf die Beine zu bringen. Geht mir an die Nieren! Fang' wieder davon an, wenn ich aus dem Bette bin. Die armen Menschen, denen ich gern meine ganze Börse . . . Hat's nicht eben geklopft? Sieh mal nach, wer es ist.“

Chamisso trat ein. Ihn hatte die Königin geschickt, nach dem General zu fragen, da sie ihn weder am Brunnen noch in der Allee bemerkte.

„Majestät ist äußerst gnädig,“ sagte Blücher, „wird sich mit mir schon geben. Setzen Sie sich, Lieutenant. Haben noch nicht gehört, wie Jochen den Auftrag, von dem Sie wissen, ausgeführt hat.“

Ist eine traurige Geschichte mit dem Mädchen. Das viele Sprechen greift mich jetzt nur an, bin noch etwas müde, und will mir's daher bis zum Nachmittag aufsparen, wo wir uns doch in Friedensthal sehen. Entschuldigen Sie mich, will jetzt noch schlafen. Majestät mein tiefstes Kompliment.“

Als Chamisso faum gegangen war, stellte sich der Herzkrampf zwar von neuem ein, aber die Tropfen halfen wieder, und dem glücklich besetzten Anfall folgte ein langer und tiefer Schlaf. Es wurde Mittag, Blücher schlief noch immer. Die Uhr schlug zwei, drei, vier und der Schlafende regte sich nicht. Johann lauschte auf seinen ruhigen Atem und fragte sich verlegen im Haar. „Soll ich ihn wecken? Um vier fängt das Fest doch schon an. Aber die Ruhe ist ihm die beste Arznei, und wenn er zu Hause bleibt, wird's ihm am wohlsten sein. Die Königin hat doch vom Lieutenant erfahren, daß ihm etwas fehlt; er kann sich morgen entschuldigen, ich lasse ihn schlafen.“

Bald aber erwachte Blücher, fragte nach der Uhr und sprang mit lauter Verwünschung auf. „Daß dich das Wetter! Die Anjage ist auf vier! Was muß Majestät von mir denken! Läßest mich wie einen Bären schlafen! Auf der Stelle schaff' mir 'n Wagen, muß angezogen sein, wenn er unten hält.“

Schon befand sich die Gesellschaft im Friedensthal, einem auf halber Höhe des Königsberges gelegenen Platze. Einfach und ländlich wie die Umgebung war die Kleidung gewählt. Die Monarchin trug Weiß, einen Gürtel mit Quasten und einen Strohhut mit natürlichen Blumen. In weißen Leviten von Batist-Mouffelin, Saum und Schäferhut mit Eichenblättern geschmückt, waren die jüngeren Damen erschienen. Unter den Buchen und Eichen zwanglos gruppiert, erfreute man sich am Ausblick auf den Schellenberg und Dorf Eickenborn; die Diener reichten Erdbeeren, Weingelée und Mandelmilch umher.

„Herr Lieutenant von Chamisso, kommen Sie doch her zu mir,“ sagte die Königin, sich von der Bank erhebend. „Wie fanden Sie den General? Ich erwarte noch Ihren Bescheid.“ Dabei mehr in die Mitte des Platzes gehend, war sie mit ihm allein, und als er Blüchers Schwäche und leidendes Aussehen erwähnte, fragte sie flüsternden Tones: „Was wissen Sie von seinem Hange zum Spiel? Ich vernahm, daß er mit dem Baron aus dem Saale verschwand und erhielt dann Mitteilung von einem Gerücht, das ich, seit Spielen in einem Weinhaufe betreffend, gern als unbegründet erklären möchte. Können Sie mir genaueres sagen? Sie zögern? Ich sehe Ihnen an, daß Sie überlegen. Herr Lieutenant, es hört uns niemand, und ich frage Sie aus triftigem Grunde — es fragt die Königin.“

„Auf Befehl Ew. Majestät muß ich sagen, daß der Herr General bei unserer ersten Begegnung von einem Weinhaufe sprach, wo das Spielen üblich wäre.“

„Nach dieser Mitteilung aus seinem eigenen Munde scheint mir das Gerücht begründet zu sein.“ Die Monarchin sprach es schmerzlichen Tones und kehrte zur Bank zurück.

Inzwischen fuhr Blücher in einem Einspänner, den Jochen in der Eile aufgetrieben hatte, nach dem Königsberg. In der Mitte des steileren Weges bot sich ihm ein Fernblick dar.

„Mein Sohn,“ fragte er den Kutscher, „was sind das da unten gleich rechts für Häuser?“

„Rittergut Schwöbber, wo die Blumenmädchen die besten Blumen herbeiziehen, und das Dorf gleich dabei heißt Lügde, wo die vielen Spitzklöpplerinnen wohnen.“

„So,“ sagte Blücher, „danke schön“ und fügte für sich hinzu: „Da also ist das Prachtmädchen zu Haus! Da liegt ihr Vater an beiden Armen gelähmt! Hilfe müssen sie kriegen, werde nicht eher ruhig, und wenn ich jetzt nicht das fürchterliche Pech und den Bau zu Hause hätte, der ein hübsches Stück Geld verschlingt . . . Unsere Königin!“ zuckte es ihm plötzlich durch den Sinn. „Unsere engelgute Königin! Von dem Goldstück, das sie dem Mädchen reichete, kommt alles doch auch nur her. Chamissos vergebliches Bieten, unser Mitleid mit dem hübschen Kind, mein Auftrag an Jochen, sein Auskundschaffen . . . Ja, unsere Königin!“ Er verank in Sinnen und sah erst wieder auf, als der Wagen am Friedensthale hielt. Sein Auge suchte die Königin. Vor sie tretend, wollte

er sein spätes Erscheinen entschuldigen, aber sie sagte ihm, daß er, so willkommen ihr auch seine Gegenwart sei, sich lieber noch hätte schonen und ruhen sollen. Auf ihren Wink brachte ein Diener Weingelée, das ihn erfrischte, und als es der Zufall fügte, daß sich die Monarchin, ein in eine Buche geschnittenes Herz zu betrachten, einen Moment dort allein befand, trat er rasch an ihre Seite. „Verzeihen Majestät. Ein bischen rechts kann man Lügde sehen, es liegt so hübsch im Grünen. Haben Majestät es schon bemerkt? Möchte auch Lieutenant von Cha-



„Majestät ist äußerst gnädig,“ sagte Blücher.

misso lieb sein, das Dorf von hier oben zu sehen, und wenn ich wagen darf. . . .“

„Gern, Herr General, der Ort wurde mir noch nicht gezeigt.“

Chamisso war gleich gerufen, und Blücher führte sie bis zum Rande des Platzes.

Dort da, Majestät, das ist Lügde, und von dort ist das hübsche Mädchen her, von der neulich beim Frühstück die Rede war. Die dem Chamisso das von Ew. Majestät gereichte Goldstück nicht ablassen wollte, obgleich er zwei dafür bot, und wenn meine allergnädigste Königin auch zu bemerken geruhten, daß unser Lieutenant Neigung zum Verschwenden hätte, so fügten Majestät doch hinzu, daß es für Allerhöchst dieselben eigentlich schmeichelhaft wäre. Und deshalb,“ sprach Blücher rascher, in der Befürchtung gestört zu werden, „erdreiste ich mich unterthänigst zu bemerken, daß das mit dem Mädchen eine sehr traurige Geschichte ist. Unser Lieutenant kennt sie auch noch nicht, und mein Jochen, der's auskundschafftet hat, hätte am liebsten geweint, und als er mir's erzählte, hätte ich fast auch losgeweint. Nämlich, Majestät,“ und so rasch er nur reden konnte, teilte er das Gehörte mit.

„Jetzt begreife ich, Herr General, weshalb Sie mir Lügde zeigten. Nicht etwa, weil sich das arme Mädchen von meiner Gabe nicht trennen wollte, sondern wegen ihrer Armut und

sie mit einem Blick auf Chamisso hinzu, „daß Sie ein gewisses Weinhaus besuchen, wo man dem Spiele fröhnt. Die Erregung dabei verdirbt jeden Kurerfolg, und deshalb, Herr General — es spricht eine Frau im Namen ihrer abwesenden Frau — lassen Sie ab davon. Ihr Versprechen, in Pyrmont das Spielen zu unterlassen, ist die Bedingung, von der meine Hilfe abhängen soll. Spreche ich nur für Sie? Nein, General, auch für den König und das Vaterland. Sie werden erfahren haben, daß ich politische Gespräche vermeiden wünschte, doch in diesem Augenblick, wo die Sorge um Ihre Gesundheit mehr denn je mein Herz erfüllt, kann ich es sagen, und der Herr Lieutenant darf mich hören: es wird bald, dem Himmel sei's geklagt, eine Zeit kommen, wo der König und das Vaterland auf Sie zählen muß.“

Er stand betroffen, verwirrt, als ob die Sonne ihn blende, die ihm aus ihren Augen strahlte. Sie hielt ihm die Hand hin, er legte die seine hinein und hatte so ihrer Bedingung entsprochen. Der Worte bedurfte es nicht, nur stieg es ihm noch aus dem Herzen zur Lippe auf: „Gott segne Ew. Majestät! Gott schütze den König! Gnädigste Herrin, mir ist so zu Mut, wie's meiner Mutter war, wenn sie sagte: Kinder, ich hab' ein Klingen in der Brust, als wenn die Kirchenglocken drin läuten könnten.“

„Das ist das schöne Bewußtsein, daß Sie um der Hilfe willen Ihr Versprechen gaben. Aber, meine Herren, kehren wir zu meinen Gäften zurück. Man wird uns vermissen und könnte glauben, wir führen hier eine Nüttliscene frei nach Schiller auf.“

Johann machte an diesem Abend große Augen, als sein Herr nach der Heimkehr aus dem Friedensthale die Peise verlangte und zu Hause blieb. Er konnte „sich das gar nicht reimen,“ wurde aber bei der Nachricht, daß dem Mädchen und ihrem Vater geholfen werden sollte, seelenvergnügt und dann täglich vergnügt, da Blücher jetzt „mit den Hühnern schlafen ging“ und der erste am Brunnen war. Das Weinhaus wurde gemieden, als wäre es von der Erde vertilgt. „Ist mir aber doch lieb,“ dachte Blücher, „daß sich die Bedingung der Königin nur auf Pyrmont erstreckt.“ In der Allee, wo sich Chamisso vor seiner Abfahrt nach Hameln empfahl, hielt er ihn fest bei der Hand: „Haben hier manches zusammen erlebt und sollen bald mehr von mir hören, wie dem Prachtmädchen geholfen ist.“

Bald traf auch ein Brief bei Chamisso ein. In seiner wunderlichen Schreibart meldete Blücher: „Kriegen ihr abgebranntes Haus wieder aufgebaut. Majestät hat auch an den Fürsten von Waldeck geschrieben, hat gleich einen tüchtigen Arzt nach Lügde geschickt.“ Dann kam ein zweiter Brief: „Arzt gesagt, daß Kräuterbäder nötig wären. Der Alte wird auf fürstliche Kosten gebadet. Am Hause bauen sie schon, Majestät trägt die Kosten dafür, Jochen war draußen und sieht mich jetzt immer an, als wenn er mich vor Liebe verzehren möchte. Das kommt daher, weil ich nicht mehr —! Sie wissen Bescheid, lieber Lieutenant, aber Jochen braucht den Grund nicht zu wissen. Bin gesund wie die Karpfen in meinem Teich, und Majestät bekommt der Stahlfurche auch sehr gut. Lassen Alle grüßen“. . . „Ist beschlossen,“ hieß es in einem dritten Briefe, „daß das Mädchen das Spitzklöppeln wieder aufnehmen soll, und wird sich schon Einer finden, der statt ihres toten Bruders die Spizen verkauft. Der Alte wird seine gesunden Gliedmaßen schwerlich wieder kriegen, aber die Kräuterbäder thun ihm doch gut. Waldecker Fürst will jährlich ein Sämmchen geben, und Majestät thut auch noch was dazu. Von Rot soll keine Rede mehr sein, aber der Fürst ist ärgerlich und hat auch recht, daß die Leute, sicher aus falscher Scham, nicht schon früher um was gebeten haben.“ Dann folgte ein vierter und letzter Brief: „Morgen bin ich zum letztenmal im Wasserfaßten und übermorgen reise ich ab. Bin karpfengesund, Majestät ein dito, läßt grüßen. Lügder Häuschen kommt bald unter Dach, Jochen rapportiert.“

Beim Abschied von Chamisso hatte die Königin gesagt: „Die Neigung des Dichters zum Verschwenden, wie ich nach Blüchers erster Mitteilung sagte, kann mich jetzt nur freuen. Durch ihr Bemühen, jenes Goldstück zu erhalten, wurde das Schicksal des armen Mädchens bekannt, und ich erhielt Gelegenheit, im Verein mit dem Fürsten von Waldeck zu helfen.“ Als Blücher sich empfahl, sprach sie zu ihm: „Danken wir unserm Dichter. Er gab den Anlaß, Glend zu lindern, bedrückte Seelen mit Hoffnung zu erfüllen. Ihm verdanken wir im Grunde, was geschehen ist, also auch meine Bedingung, in Folge deren mein lieber General Pyrmont frisch und gesund verläßt.“

Als er in den Postwagen stieg, war es ihm wieder zu Mut, als tönten die Kirchenglocken in seiner Brust. Erst am letzten Juli kehrte die Königin nach Berlin zurück. Den Dank des Mädchens hatte sie abgelehnt, ihr genügte das Bewußtsein einer guten That. Ihre Hoffnung, Pyrmont im nächsten Jahre wieder zu besuchen, zerstörte der Krieg, der schon während ihrer Kur beschlossen. Um dieselbe nicht zu stören, hatte ihr der König Frankreichs ungestümes Drohen und Fördern nach Errichtung des Rheinbundes verschwiegen. Im Oktober brauste der Kriegsturm herauf, und von da an, von Jena bis Waterloo, anfeuernd und begeisternd, ertönte Blüchers: „Vorwärts, druf!“ Auch er und Chamisso, der seinen Abschied nahm, um dem Kampfe gegen seine Landsleute zu entgehen, sahen Pyrmont nicht wieder. Dort wie überall ertönte lautes Klagen, als der Sturm im Juni 1810 die „schöne Königsrose“ traf. Wie viele Thränen flossen dem Hingange der geliebten Königin, und wie bitter weinte das junge Mädchen in dem Häuschen zu Lügde, das sie der Verklärten zu danken hatte! Da sah sie wieder an der Lade, ihre Spizen klöppelnd. Der Vater war so weit genesen, daß er leichte Arbeit verrichten konnte, und wie Blücher damals schrieb, hatte sich Einer gefunden, der mit den Spizen hausieren ging. Der Erlös reichte hin, Vater und Tochter vor Nahrungssorgen zu schützen, und wenn Katharina am Sonntag zur Kirche schritt, erglänzte an ihrer Brust, von einem blauen Bande gehalten, als schönster Schmuck — das Goldstück der Königin.

— E n d e . —



„Dort da, Majestät, das ist Lügde“ — — —

des vielen Unglücks genießt sie meine volle Sympathie. Ihr Souverain, der Fürst von Waldeck, mit dem ich mich bereden könnte, ist zwar schon in seine Residenz zurückgekehrt, doch auch so wird meine Hilfe, die Sie wünschen, gern gewährt.“

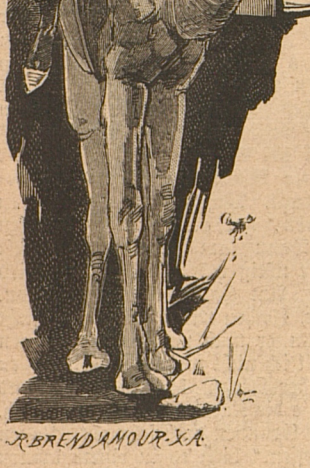
„Majestät!“ rief Blücher. Sie standen im Schatten, aber es war ihm, als wäre alles ein Sonnenglanz, als strahlte die Sonne aus den Augen der Königin. „Ich war vorhin noch ein bischen matt, doch bin ich jetzt wieder ganz gesund!“

„Allein,“ sagte die Königin mit plötzlichem Einfall, den sein letztes Wort ihr eingab, „die Gewährung meiner Hilfe hängt von einer Bedingung ab. Mein lieber General, um Ihre Gesundheit zu stärken, kamen Sie nach Pyrmont. Die Kur verbietet jede Extravaganz. Ich weiß von Damen,“ fügte

er sein spätes Erscheinen entschuldigen, aber sie sagte ihm, daß er, so willkommen ihr auch seine Gegenwart sei, sich lieber noch hätte schonen und ruhen sollen. Auf ihren Wink brachte ein Diener Weingelée, das ihn erfrischte, und als es der Zufall fügte, daß sich die Monarchin, ein in eine Buche geschnittenes Herz zu betrachten, einen Moment dort allein befand, trat er rasch an ihre Seite. „Verzeihen Majestät. Ein bischen rechts kann man Lügde sehen, es liegt so hübsch im Grünen. Haben Majestät es schon bemerkt? Möchte auch Lieutenant von Cha-



Lebens-Erinnerungen von Ludwig Pietlich.



er fröhliche Lärm des heiligen Abends ist verhallt. Längst sind die Wachstocherzen des Weihnachtsbaumes niedergebrannt, und auch die Lampen in der Wohnung, bis auf die in meinem Arbeitszimmer, verlöscht. Alles ist zur Ruhe gegangen. Ich sitze allein mit meinen Träumen vor dem offenen Schreibtisch, in dessen Fächern und Schiebfächern sich alte Briefe, Tagebücher, Reliquien aller Art, Erinnerungen an verflungene Luft, verbrauchtes Glück häufen, welche die wohlthätige Flamme bisher noch verschonte. Wenn die

Jugend in weiter, weiter Ferne hinter uns liegt, sind es nicht mehr Bilder der Zukunft, die sich die träumende Phantasie ausmalt. Sie schweift dann nur noch zurück in die Vergangenheit, und lebendig steigen in der nächtlichen Stille Szenen und Gestalten vor dem innern Blick wieder auf, welche längst verunkelt, wenn auch nicht vergessen waren. In solcher Nacht wie diese sind es namentlich die Bilder einst erlebter Weihnachtsabende, die, sich allen andern vordrängend, in langer Reihe an mir vorüberziehen. Überwiegend heitere und glänzende, deren Betrachtung mir unwillkürlich den sehnfüchtigen Wunsch erweckt: könnt' ich's noch einmal genießen! Auch trübe Bilder, solche von trost- und hoffnungslos in bitterstem Leid verbrachten Weihnachtsabenden, tauchen zwischen den andern auf. Aber wer verweilt gern bei der Erinnerung an längst geheilte Wunden und vergangene Schmerzen?! Vorüber! Defio fester halten meines Geistes Aug' besonders drei von jenen Bildern glücklicher Weihnachtsabende gebannt. Das heitere Licht, in dem sie einst erstrahlten, der seltsame poetische Glanz, der sie damals umgab, — keine Zeit und keine Macht vermag sie zu verlöschen oder auch nur zu trüben. Und doch sind es drei heilige Abende, die ich fern ab vom Elternhause, bezw. von der spätern eignen, selbst gegründeten Heimat und Familie, verlebt habe.

Fünfundvierzig Jahre liegt der eine von ihnen heut zurück. Der vom harten Frost erstarrte Schnee, welcher die Straßen des alten Danzig und die Landschaft ringsum bedeckte, knarrte unter den Rädern des Schnellpostwagens, in dem ich an des Vaters Seite am frühen Nachmittag des 24. Dezember aus jener meiner Heimatstadt hinausfuhr, dem liebsten und erschnittensten Ziele entgegen. Zu Anfang desselben Jahres hatte ich die Mutter durch den Tod verloren. Meine Schwester, fünf Jahre jünger als ich, war seit dem Pfingstfest zur weitem Erziehung in das Haus des nächsten Freundes des Vaters aufgenommen, das Haus eines protestantischen Landpfarrers im ostpreussischen Oberlande, drei Meilen hinter Preussisch-Holland, wohl achtzehn Meilen von Danzig entfernt gelegen. Das war schon eine weite Reise, die im Winter, die unvermeidlichen Unterbrechungen mit eingerechnet, in weniger als 27 Stunden kaum bewerkstelligt werden konnte. Zu Fuß hatte ich den Weg seit fast drei Jahren (seit meinem dreizehnten) wiederholt und immer mit gleicher Lust gemacht. Was war das aber auch für ein Pfarrhaus! Was Goldsmith von dem zu Wakefield, Goethe von dem zu Seesenheim erzählen, hier war das alles zur reizenden, ja noch viel schöneren Wirklichkeit geworden. Auch „Olivia und Sophia“ resp. „Friederike“ fehlten da nicht; sie hießen Rose und Theresie; jene still, ernst und sinnig, mit großen, sanften, zärtlichen und nachdenklichen grauen Augen und fein geformter, mittelgroßer, grazioser Gestalt; diese blond, hochaufgeschossen, lustig, praktischen Sinnes, frei von allem träumerischen Wesen und aller Sentimentalität; wild und unverzagt wie ein Junge; jene ein Jahr älter; diese ein jünger als ich. Das Pfarramt, das unter dem Patronat des Grafen v. Dohna-Schlodien stand, war schon seit drei Generationen bei der Familie des jetzigen Pastors gewesen. Und ebenso lange fast währte bereits die Freundschaft derselben mit meiner, ursprünglich in Elbing anässigen, väter-

lichen. Gewisse verwandtschaftliche Bande sollten ebenfalls zwischen beiden Häusern von altersher bestehen. Man nannte sich Onkel und Nefte, Cousin und Cousine. Aber viel stärker und inniger war der Seelen- und Freundschaftsbund, welcher, wie einst die Großväter, so auch die gleichaltrigen Väter mit einander verknüpfte. Und wir glaubten gewiß zu sein, daß derselbe auch zwischen den jüngsten Sprößlingen beider Stämme sich in gleicher Stärke und Dauerbarkeit fürs ganze Leben erneuern würde. Der damalige Pfarrer W. war als Knabe mit meinem Vater zuhause im Hause meines Großvaters, des Kriegsrats P. in Elbing, erzogen worden. Jenes nur sechs Meilen von da entfernte Kirchdorf und Pfarrhaus waren die Paradiese der Kindheit meines Vaters gewesen. Der edeln jungen Dame, welche dann der neue Pfarrer heimführte, hatte jener eine schwärmerische Verehrung im echten Stil der Romantiker jener Tage gewidmet. Der alte Pastor war gestorben. Seine Witwe hatte das Witwenhäuschen am Fuß des Kirchbergs, auf dem sich der stattliche Backsteinbau des alten Gotteshauses erhob, am Ufer des „Fließes“, des klaren, raschen, breiten Baches, bezogen, welcher das schöne Dorf der Länge nach durchströmte und den Kirchberg von der Bodenerhöhung trennt, die das Pfarrhaus inmitten seiner Blumen- und Obstgärten und im Schatten einer ungeheuern vielhundertjährigen Linde trägt. Da hauste das „Großchen“ wie eine freundliche alte Fee, eine Frau Holle, wurde alt und älter, sah die Onkel kommen, heranwachsen, groß und schön werden und blieb so frisch, so klar an Geist und Blick, so warm und hold im Herzen, so liebevoll teilnehmend mit silberweißem Scheitel noch in ihren achtziger Jahren, wie damals als der hochgewachsene jetzige Herr Pastor noch als Kind um ihre Kniee spielte. Wenn dieser, seine Kinder und seine Gäste Sonntags nach der Beendigung des Gottesdienstes auf dem Fußsteig über den Friedhof hinab zu dem hölzernen Brückchen über das Fließ gegangen kamen, so stand das Großchen, falls es nicht mit oben gewesen war, um den Herrn Sohn predigen zu hören, sicher in der Thür oder am Fenster ihres Häuschens im dunkelbraunen Kleide, das schneeweiße Häubchen auf dem weißen Haar, und ließ die große und kleine Gesellschaft nicht vorüber, ohne daß sie zuvor alle bei ihr eingetreten wären und ein Glas süßen Wein und die von ihr selbst mit unerreichter Meisterlichkeit gebackenen, schön bräunlichen „Zuckerplätzchen“ gekostet hätten.

Seit dem ersten Erwachen des Bewußtseins in meinen Knabenjahren hatten mich die väterlichen Erzählungen von dem geliebten Ort umflungen. Die Vorstellung alles Liebsten und Goldesten auf Erden verband sich mit dessen Namen. Im achten Lebensjahre hatte mich der Vater zum erstenmal dorthin mitgenommen, als er im Herbst eine Besuchsreise zu dem Freunde machte. Unvergessen sind mir noch heute viele Szenen und kleinen Erlebnisse dieses ersten Aufenthaltes in D. geblieben. Dann war der älteste Sohn des Pfarrers in mein elterliches Haus gekommen, um das Danziger Gymnasium bis zum Abiturientenexamen zu besuchen. Später begannen meine Fußwanderungen dorthin in den kurzen Pfingst- und den langen Hundstagsferien; — und, wie es mir oft im Leben ergangen ist, die Wirklichkeit, die ich dort fand, überbot noch weitans meine Träume und Hoffnungen. Nun sollte zum erstenmal gar Weihnachtsabende dort in D. bei und mit den Freunden gefeiert werden. In dem mütterlos gewordenen Hause daheim wäre das Fest gar zu traurig für uns gewesen. Zugleich galt es für mich, dort Abschied auf manche Jahre zu nehmen. Am 1. April sollte ich die Vaterstadt verlassen, um in Berlin die Kunstakademie zu beziehen. Mit welch intensivem und vollkommenem Wohlgefühl drückte ich mich in meine Postwagenecke, hörte ich den „Schwager“ ins Horn blasen, als die gelbe Kalesche aus dem hohen Thor hinaus über die Stadtgrabenbrücke und weiter auf der Petershagener Chaussee in der Richtung auf Dirschau und Marienburg dahinrollte! In das Städtchen am Fuß der herrlichen Ordenshochburg abends mit Posthorngeschmetter einsehend, sah ich die Gassen und Plätze von den Lichtern des Christmarkts glimmern; hinter den Fenstern der Häuser, vor deren zurücktretendem Erdgeschoß sich, wie in Venn und Bologna, überwölbte Kolonnaden, sogenannte „Lauben“ hinziehen, die Kerzenflämmchen der Christbäume strahlten; heut ist ja Heiligabend und wir kommen um einen Tag zu spät nach D.! — das kam mir erst bei diesem Anblick zum Bewußtsein und ein gut Teil der Freude schien mir da-

durch verloren. — Weiter ging es über den knisternden Schnee in die kalte sternstimmernde Winternacht hinaus. Auch in Elbing, das wir gegen Mitternacht erreichten, glimmten noch die letzten Lichtchen in den Buden des Christmarkts. Das Passagierzimmer des Postamts nahm die gründlich Durchfrostenen während der drei Stunden bis zur Abgangszeit des nächsten Personenpostwagens nach Preussisch-Holland auf. Ich sehe es noch so deutlich vor mir, das von triib-brennenden Talglütern spärlich erhellte, öde Zimmer mit seinem schwarzen rohhaarbezogenen alten Sopha, seiner Holzbank, dem „Beschwerdebuch“ auf dem wackligen Tisch, dem überheizten rauchigen, torfduftenden Kachelofen, den dampfenden reißbedeckten Mänteln, Pelzen und Überrocken an den Wandknaggen; den „Schirmeister“, der endlich mit der Stalllaterne von der geöffneten Thür aus hineinleuchtete und uns mit seiner Frage im reinsten „aalbingischen“ Deutsch: „Will hier noch wer nach Preussisch-Holland?“ aus dem Halbschlaf weckte. Bald ging es weiter in der Fahrpostkutsche, die dem eifigen Morgenhauch noch ungehemmten Durchzug gewährte, als die besser geschützte Schnellpostkalesche. Aber was that das! Wer fühlte mit 16 Jahren auf einer solchen Winterreise die Kälte oder empfand sie gar als etwas Unangenehmes?! Die Sonne des Festtagsmorgens hob sich aus dem winterlichen Duft und Dunst über der weißen Erde, den Hügelzügen und den dunkeln Fichtenwäldern des Oberlandes und rötlicher Glanz ergoß sich über die Schneefläche und die kleine „Stadt, die am Berge liegt.“ Da hatte die Postfahrt ihr Ende. Defio schöner! ein Schlitten mußte gemietet werden. Ein offener, derber, echter Bauernschlitten wurde endlich aufgetrieben; Seite mit Gebienstroh gestopft als Sige darin, wollene Decken für die Passagiere, Heu vollauf zum Schutz der Füße; ein paar kleine Gänse, fruppig wie Kofatenpferde, mit langen Zottelfaaren an den dicken Fesseln, an der Deichsel; ein Hofknecht aus der Gastwirtschaft im schmierigen Schapelz, die Pelzmütze auf den weißblonden Haaren als Kutscher auf dem vordersten Saß. Das war noch ein ganz andrer Ding als eine Fahrt im engen dumpfen Postwagen mit den kleinen Seitenfensterchen! Draußen auf den Feldern und Landstraßen lag der Schnee viel höher noch als bei uns jenseits der frosterstarrten Rogat und Weichel. Wie prächtig stimmte er im Nachmittagssonnenschein und wie erst auf den schwer von ihm belasteten, tief herabgedrückten Zweigen der hohen Fichten jener ausgedehnten Wälder, durch die unser Weg führte! Nun lag auch die letzte Waldstrecke hinter uns. Breit dehnte sich die Ebene, im Hintergrund von den sanften Hügelzügen, welche den Lauf der Passarge begleiteten, umschlossen. Und dort drüben, vom letzten Strahl der sinkenden Sonne erhellt, zwischen den dunkeln Baumkuppen seiner Linden und alten mächtigen Obstbäume, mit seinem majestätischen, von hohem, spitzem Dach gekröntem Kirchturm, lag vor uns das ersehnte Ziel unsrer Fahrt. In meines Vaters Augen glänzte es feucht von der freudigen Erregung; wurde ihm doch seine glückliche Kindheit und Jugend wieder lebendig bei dem Anblick. Rasch war die letzte Strecke Weges zurückgelegt. Wir lenkten in die Dorfstraße und hielten vor der Gitterthür des Gartenzaunes bei der alten riesigen Linde. Der Feinschinnall meldete denen im Hause, hinter dessen Fenstern einladend die bereits angezündeten Lichter blinkten, unsre Ankunft. Kaum hatten wir uns aus den Decken und Mänteln losgemacht, als wir uns auch schon von lieben Armen umschlangen, von lachenden Mädchenaugen begrüßt sahen, von warmen frischen Tochter- und Schwesterlippen mit herzlichen Küssen bedeckt fühlten. Dazu ein Willkommenrufen von Männen-, Frauen- und Mädchenstimmen; ein Händedrücken und „Schütteln . . .“ Ein Glück, daß Ihr noch gekommen seid! Es war auch die höchste Zeit. Wir gaben fast schon die Hoffnung auf. Eben wollten wir den Baum anstecken; und ohne Euch wär' es doch nur die halbe Freude gewesen.

„Wie, ihr macht erst heut Weihnachtsabend? Wir kommen nicht einen Tag zu spät? Aber das ist ja zu schön! . . .“ so klang es herüber und hinüber auf dem Wege zum Hause und in dessen Flur, in dem uns auch „Großchen“, noch so frisch und aufrecht, wie wir sie zu Pfingsten verlassen hatten, begrüßte. Nun konnten die für die Schwester und für alle Mitglieder der Wachen Familie mitgebrachten kleinen Geschenke vom Vater noch auf den Weihnachtsstisch und auf die Teller unter den lustig geschmückten Baum gelegt werden, der in der großen grünen Stube im Erdgeschoß neben dem Klavier stand. Noch mit der ganzen kindischen Freude und Spannung harnten wir junges Volk in dem dunkeln Zimmer gegenüber links vom Flur auf den Ton der Klingel, die uns in den Saal rufen sollte. Endlich erklang ihr helles Geläut wie sonst daheim, wenn die Mutter uns damit in die Weihnachtsstube rief. Die Thüren thaten sich auf, eine Flut von Licht strömte in den halbdunkeln Flur hinaus: wir traten ein; ich in einer stillen Glückseligkeit, wie sie nur die Verwirklichung des liebsten Traumes und Wunsches zu erzeugen vermag. Die Freude an den Geschenken selbst trat völlig zurück gegen die an der Situation, an der Thatfache, einen Weihnachtsabend, wirklich und wahrhaftig, mit allen dem Herzen nächsten, liebsten und teuersten Menschen hier im Pfarrhause zu D. zu erleben. Ich weiß noch, daß ich während des ganzen Abends wie in einer Art von Verklärung einherging und deshalb manchen lustigen Spott auf „Hans der Träumer“ von Muhme Theresie über mich ergehen lassen mußte. Als wir später nach der Bescherung beim Weihnachtspunsch und Gänsebraten am dem Tisch der Jungen beisammen saßen, und die andern Bekannte der Familie von den benachbarten Gütern hatten sich noch zum Besuch eingefunden) munter und lebhaft plauderten, lachten und anstießen, blieb ich noch immer wortfark und verlegen, wie aus einem Zwiel des Glücksgefühls. Die großen sanften, gütig blickenden Augen von Cousine Rosa waren es gewesen, die das Maß übervoll gemacht hatten. Aber das eine Jahr Altersunterschied zwischen einem (damaligen!) unbeholfenen träumerischen Jungen von sechzehn und einer fertigen jungen Dame von siebzehn wird gerade in dieser Lebensperiode zu einer abgrundtiefen, trennenden Kluft, über welche sich keine Brücke schlägt. So hoch und unerreichbar wie die Sterne erscheint einem solchen Knaben ein solches Mädchen. Er steht vor ihm da buchstäblich „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle“, starzt sie an, wo er es irgend unbeobachtet thun kann, verschlingt sie mit den Blicken und ringt vergebens nach dem „erlösenden Wort“, das mühelos eine natürliche muntere Unterhaltung mit ihr eröffnen würde, wie er sie mit den andern führen sieht. . . Als ich mich später mit unglücklichem Behagen im Bette streckte, das im Alkoven an des Onkel Pastors

Bibliothek und Studierstube oben im Giebel stand, und, unfähig einzuschlafen, alle Erlebnisse und Eindrücke dieses köstlichen Tages noch einmal an mir vorüberziehen ließ, da wußte ich plötzlich so gut, was ich hätte sagen sollen und müssen... Aber für diesen Weihnachtsabend war es nun zu spät! Indes wir blieben ja noch eine ganze Woche!

Da ist denn auch die Verlegenheit allmählich hinweggeschmolzen und ich habe die Sprache wiedergefunden. Sehr viel besser noch stand diese mir zu Gebote, als ich vier Jahre später von Berlin her noch einmal im Pfarrhause zu D. Quartier nahm, um dort sechs glückliche Sommerwochen zu verleben... Seitdem sind 41 Jahre vergangen. Längst deckt das „Großchen“, den Pfarrer, die Frau Pfarrerin die Erde jenes umbuschten Friedhofs. Längst ist die alte Linde gefällt, das alte trauliche Pfarrhaus niedergerissen, ein neues, „den Bedürfnissen der Neuzeit angemessenes“ an seiner Stelle errichtet. Ein Fremder haust darin. Der Sohn ist nicht in des Vaters Fußstapfen und Amt eingetreten. Aus der dörflichen Enge führten ihn wunderbare Schicksalsfügungen hinaus in die weite Welt, in eine große glänzende Laufbahn, zu bedeutender Wirksamkeit im Dienst des Vaterlandes. Seine unvermählten Schwestern blieben die treuen Genossinnen seines Lebens fern von der Heimat. Ich habe das Dorf nie wiedergesehen. Wohl aber

waren seit jenem Abend im Pfarrhause zu D. vergangen. Es ist wieder der 24. Dezember. Aber, ihr schneebedeckten Fichtenwälder und Felder, ihr trauten Städtchen und Kirchdörfer der Heimat — wie weit seid ihr, wie weit! Linde und Weich wie der Atem des schönsten Matitages weht mir der Wind beim raschen Ritt auf dem feurigsten Reiterfel entgegen. Er rauscht in den dunkeln massigen Wipfeln der Sykomoren und der Nilakazien und raschelt in den Palmenbüschen und Kaktushecken, welche die Straßen der Vorstädte von Kairo säumen. In den Buden und Baracken der kleinen arabischen Händler und Kaffeehändler entzündeten sich bereits die Lichtstümpfen in den Glas- und Papierlaternen und beleuchteten prächtige Gruppen von ernstesten weißbeturbanten Gestalten, in blauen Kitteln, in braunen zerlumpte wollenen und in buntschleierten Kaftans; die halbnackten Wasserträger mit dem schwarzen Ziegenfellschlauch auf dem Rücken; die in dunkelblauen, lange, ungegürtete Hemden und lang herunterwallende Kopftücher gekleideten, von der Nasenwurzel abwärts ängstlich verschleierte Weiber mit den großen dunkeln, schwarz umranderten, lang und weit geschlitzten Augen; die nackten braunen Kinder, die sie an der Hand führten, oder auf der einen Schulter reiten lassend dahintrugen; die auf ihren kleinen Feln dahintrottenden Araber, deren hagere Beine, mit den

wichtige Amler bekleidete. Meinen lieben Reisegenossen, den Berliner Hofmaler, Professor Otto Heyden, und mich hatte er nach der ersten herzlichen Begrüßung in der lebenswürdigsten Weise eingeladen, morgen bei ihm in seinem stattlichen Hause den heiligen Abend zu verbringen. Den Weihnachtsbaum sollten wir auch im Lande der Pharaonen nicht entbehren. Ich brauche nicht erst zu sagen, wie gern wir dieser Einladung folgten. So ritt ich mit der beginnenden Dunkelheit von meinem Hotel im Centrum der Stadt nahe der großen Muffin nach Brugsch's ziemlich weit entlegenen Hause. Heyden war bereits vor mir eingetroffen. Ein paar andre Freunde unsres berühmten Landsmanns, ein ehemaliger österreichischer Rittmeister und seine Tochter, die zur Stärkung ihrer zarten angegriffenen Gesundheit in Kairo lebte, fand ich gleichfalls anwesend. Wir hatten nicht lange zu warten, bis der Gassfreund uns einlud, in den Saal einzutreten. Über dessen Fußboden und über die Divans längs der Wände waren farbenreiche ägyptische Teppiche gebreitet. In der Mitte stand ein großer Tisch und auf dessen weiß gedeckter Platte erhob sich kerzenstrahlend ein Christbaum von freilich ganz eigenümlicher Art: ein schlanker Stamm, in welchem vom Fuße bis zur Spitze Myrthenzweige hineingesteckt waren, so daß sie sich in horizontaler Richtung nach allen Seiten gleich Tannen-



J. ROBERTSON

Jules LAVEE

Vorfrühling im Walde.

Nach dem preisgekrönten Originalgemälde von M. Pelouze.

noch einmal im Leben die Cousinen und den Vetter. Drei- unddreißig Jahre nach meinem letzten sommerlichen Besuch in D. traten sie mir wieder in der Gartentür ihres Hauses entgegen und hießen mich freundlich als Gast desselben willkommen. Der Ruhmen Augen forschten lange in meinen Zügen, die meinen in den ihren nach den längst verwischten Spuren der uns einst so vertrauten. Hier plätscherten in dem von Hufeisenbogen-Kolonnaden umgebenen Innenhof des großen weißen Hauses die Springbrunnen; über uns rauschten die Wipfel der Orangen, Drachen-, Feigenbäume, der Pinien und Cypressen; vor der Gartenmauer ertönte das blökende Gebrüll der Kamele, die auf der daran vorbeiführenden Straße dahinschritten; zwischen den Stämmen des Gartens am Fuße des Abhangs, an und auf dem die weiße Stadt mit ihren flach gedeckten Häusern, bespuckelten Moscheen und vierseitigen Minarets ruht, blaute die Meeresstraße, welche die Nordspitze Afrikas von der Südspitze Spaniens trennt. Cousine Therese aber schwang sich rüstig und kühn wie ehedem auf ihren schwarzen kleinen kurzhafigen Verber und begleitete uns tapfer und unermüdetlich auf unserm langen Ritte zur Residenz Mules Saffans, des Sultans von Marokko.

Ein anderes Weihnachtsbild tritt vor mein rückwärts in die Vergangenheit gerichtete Auge. Neunundzwanzig Jahre

Füßen in losen Schlappantoffeln, zu beiden Seiten ihres Tieres lang herabhängend und schlenkernd pendeln; die im Gänsemarsch schreitenden, hochbepackten Kameele; die wandelnden Fruchthändlerinnen mit dem flachen Korbe voll Orangen und Granatäpfeln auf dem kaum verschleierten Haupt, die schlanke nackte Gestalt von dem dünnen, leichten, sie umhängenden langen, blauen transparenten Hemd kaum verborgen, — jene ganze unvergleichlich malerische, lebendige Staffage der kairischen Straßen, an der man sich nie satt sieht. Meine Phantasie war noch ganz erfüllt von den Bildern, die Seele geschwellt von den tausend teils übermächtigen, teils reizenden und heiteren Eindrücken einer fast vierwöchentlichen Aftreise nach Oberägypten, die ich als Gast des Chedive in der interessantesten achtzigköpfigen, aus Vertretern aller Nationen zusammengesetzten Gesellschaft auf vizeköniglichen Dampfem mitgemacht hatte. Bis über den ersten Katarakt bei Assuan hinaus, zu der traumhaft schönen Tempelinsel Philä, 150 Meilen von Kairo, war diese Fahrt ausgedehnt worden. Erst gestern nachmittags hatten wir Kairo wieder erreicht. Einer der ersten Bekannten, die mir da begegneten, war mein teurer Freund, Brugsch-Pascha, der berühmte Ägyptologe, gewesen, der damals unter dem Chedive Ismael im Departement der Unterrichts- und der Museumsangelegenheiten eine große Rolle spielte, hohe

zweigen hinausstreckten. Wie diese, dienten sie als Kerzen-träger und waren behängt mit Früchten, buntem Glitter und Zuckerwerk, während in ihrem Schatten für jeden Anwesenden kleine Geschenke lagen, die Brugsch in sinnigster Weise ausgewählt hatte. Für Heyden und mich Skarabäen, uralte Nubis-Mumien-Figürchen aus lichtgrünlichem Glasfluß mit vertiefter Hieroglyphenschrift bedeckt, deren Überlegung — Gebetsropfen „An die Statuetten“ aus dem altägyptischen Totenbuche — der Geschenkgeber gleich in sauberer Schrift beigelegt hatte; aus Stein geschnittene Amulets, winzige Götterpüppchen, Münzen und dergleichen hochwillkommene Kleinigkeiten und Nippes aus den Pharaonenzeiten von unanfechtbarer Echtheit; für die österreichischen Freunde manche gute und gefällige Gegenstände und Landeserzeugnisse zu Gebrauch und Schmuck. Er selbst aber erbat sich das Wort und hielt an seine froherregten Gäste eine Ansprache in den hübschesten geistreichsten Knittelversen, in welcher er uns unter anderem den in orientalischen und auch wohl in moskowitzischen Ländern immer beherzigenswerten Rat erteilte, alle diese Kleinigkeiten in sorgliche Hut zu nehmen.

„Da der Araber gern einzustechen pflegt, Was ihm als „Fantasia“ das Herz erregt.“

Die kaffeebraunen arabischen Diener in ihren weißen und blauen langen hängenden Kitteln standen zur Empfangnahme ihrer Geschenke dabei und blickten erstaunt auf den kerzenstrahlenden seltsamen Christbaum. Unser gütiger Gastfreund blieb bei dieser Weihnachtsfeier nicht auf halbem Wege stehen. Ein wohlbekannter, seit fast drei Monaten entzweigter, echt heimischer Duft drang vom Flur her in den Saal. Bewundert und fragend blickten wir uns an. Es war wirklich wahr! Unser Geruchssinn hatte uns nicht getäuscht: ernst und feierlich schritt Muhammed durch die geöffnete Thür herein, auf seinen braunen Händen eine Schüssel tragend, in welcher noch dampfend eine braunglänzende, wohlgebratene Gans lag. Eine Weihnachtsgans in Ägypten noch zu dem Weihnachtsbaum — „Kommt ich das zu hoffen wagen?“ summten wir mit Agathe. Mit frohlichem Eifer setzten wir uns um den Tisch; — unsere Gesellschaft war durch das verspätete Eintreffen Hans Wachenhufens um noch einen Landsmann vermehrt worden; — die Bordeauxflaschen, die man nicht erst zu wärmen brachte, wurden entkorkt, die Gläser klangen aneinander auf das Wohl der teuren Heimat und all der Lieben, die in dieser Stunde dort unsrer mit doppelter Sehnsucht und Begehr mitgedenken mochten. Wie und wo feiern wir den Weihnachtsabend im nächsten Jahr? Keine prophetische Stimme gab uns die Antwort auf diese Frage; und hätten wir die richtige vernommen, wir hätten sie als phantastischen Überwitz verachtet! Erst um Mitternacht schieden wir von den Freunden. Auf dem Heimritt mit Heyden in der lauen, sternhellen Frühlingsnacht drängte sich diese Frage an das Schicksal mit der Hartnäckigkeit einer ägyptischen Fliege immer wieder allen andern Gedanken vor: wo bist du übers Jahr an diesem Abend, und wie und mit wem begehst du dann seine Feier?

(Schluß folgt.)

## Monatsbilder: März.



März ist gekommen! Sieh, über Nacht haben sich fröhlich die Knospen erschlossen, Ach! und der Himmel in strahlender Pracht hat über'n Garten ein Lichtmeer ergossen.

Auf denn! hinaus in die freie Natur, Laßt nicht vergebens den Frühling uns winken! Schöner war niemals die lichtgrüne Flur, Lieblicher niemals ihr Atem zu trinken.

Sieh nur die Mutter! Voll Wonne die Brust, Trägt auf dem Arm sie die jauchzende Kleine, Sieh nur die Großen! In seliger Lust Jagen sie hin über Stock, über Steine.

Frühling, du holder! mit zaub'rischer Kraft Schaffe nun weiter vom Abend zum Morgen, Üß als „Befreier der Menschheit“ die Macht, Löse vom Herzen ihr Kummer und Sorgen!

L. Ziemssen.

## Die menschliche Physiognomie und der erste Eindruck.

Eine Plauderei von Gerhard Stein.

Wir befinden uns in einer kleinen Gesellschaft unter guten und lieben Bekannten, mit denen wir ungezwungen und heiter plaudern. Da tritt ein neuer und fremder Gast in den kleinen Kreis. Wir sehen ihn zum erstenmale, zum erstenmale hören wir vielleicht seinen Namen — wir wissen gar nichts von seinem Wesen, seinem Charakter, und doch . . . mißfällt er uns. Nur kreuzen wir mit ihm einen Blick und bemerken, daß sein Auge gleichgültig und kalt auf uns ruht; kein Zweifel, daß auch wir dem Fremden mißfallen haben!

Aber seltsam! — unserem Nachbar gefällt dieser unangenehme Gast um so besser. Wir sehen die beiden schon nach wenigen Minuten in vertraulichem Gespräch begriffen, ja sie unterhalten sich so lebhaft, so freundschaftlich, als wären sie — die sich doch erst eben kennen gelernt — schon seit Jahren mit einander bekannt.

Wir stehen da vor einem Rätsel. Woher kommen diese ganz verschiedenartigen Eindrücke, diese ausgesprochene Sympathie und diese scharf empfundene Antipathie? Wie kann dieser Mensch, der uns so sehr mißfällt, unserem Freunde so gut gefallen? Müßten wir, als moderne Kinder unserer Zeit, vielleicht auf die sonderbare Theorie jenes allermodernsten Gelehrten rekurrieren, der diese Erscheinung vermöge des Riechorgans zu erklären sucht! Wir meinen natürlich die sogenannte „Seelenduft-Theorie“ von Dr. Gustav Jäger. Jeder Mensch, das ist ungefähr der Gedankengang Jägers — wie überhaupt jedes lebende Wesen — besitzt einen eigentümlichen Duft, der ebenso individuell ist, wie das Gesicht. Der Mensch verbreitet diesen eigentümlichen Duft um sich, wie ein feines Parfüm, wir fühlen ihn, ohne uns desselben klar bewußt zu werden. Aber dieser Duft ist es, der das Verhältnis zweier Menschen zu einander entscheidet. Passen ihre Düfte zu einander, ziehen sie sich an, bilden sie gewissermaßen eine Harmonie, so fühlen sich auch die Menschen zu einander hingezogen; stoßen sich jedoch die Düfte ab, bilden sie eine Disharmonie, so stehen sich die Wesen antipathisch gegenüber: wobei jedoch nicht ausgeschlossen ist, daß zwei disharmonische Düfte durch langsame Gewöhnung besiegt, überwunden werden, so daß die ursprüngliche Antipathie allmählich in Sympathie übergeht.

Diese Theorie hat etwas Befriedigendes. Wenn wir nicht prüde sein wollen, müssen wir ja zugestehen, daß viele Leute in der That, namentlich durch ihr Haupthaar einen eigentümlichen Duft um sich verbreiten, der nicht etwa momentan oder zeitweise auftritt, sondern stets und immer an ihnen bemerkbar ist. Diese feinen Ausdünstungen können unsere Geruchsnerven manchmal geradezu unangenehm berühren, oft aber auch ganz angenehm. Nichtsdestoweniger ist die Duft-Theorie, wenn man sie ernstlich auf die ersten Eindrücke, die wir vom Wesen fremder Menschen empfangen, anwenden wollen, ganz unstatthaft. Erhalten wir doch ganz ähnliche Eindrücke, wenn wir ein Photographie-Album durchblättern! Da werden wir mitunter von einem Porträtkopf, dessen Duft wir unmöglich spüren können, ganz energisch abgestoßen, während ein anderes, uns fremdes, vielleicht gar unschönes Gesicht unser Auge magisch anzieht und unsere Phantasie angenehm beschäftigt.

Ebenso wenig als der Geruch ist nun aber auch der Geschmack, oder richtiger gesagt, unser Schönheitsgefühl das für den ersten Eindruck Maßgebende. Wie oft mißfällt uns ein unbekannter Mensch, den wir doch ohne allen Widerspruch „schön“ finden müssen, wie oft gewinnen wir nach dem ersten Anblick ein Wesen lieb, dessen Erscheinung mit unseren Schönheitsbegriffen in auffallendem Widerspruch steht! Nicht der Duft, also nicht der Geschmack, auch nicht der Kontrast im Aussehen entscheidet, wenngleich der letztere eine sehr wichtige Rolle im menschlichen Leben spielt. Mehr als alles andere scheint hier eine Art prophetischer Gabe, ein Gefühl dunkler Ahnung und Voraussicht, das unserer Seele innewohnt, den Ausschlag zu geben.

Das ist gar nicht so phantastisch, wie es im ersten Moment scheinen mag. Wer sich mit dem „Ahnungsvermögen“ der Seele nicht befreunden mag, kann an dessen Stelle ja die Erfahrung setzen. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß wir sämtliche Haupteigenschaften eines Menschen in demselben Augenblicke erkennen, in welchem wir ihn sehen. Wir haben ein dunkles Bewußtsein seiner Natur, ohne uns darüber Rechenschaft zu geben. Dieses Bewußtsein ist es, was wir Eindruck nennen. Würden wir uns, nachdem wir eine für uns wichtige Person zum erstenmal gesehen, jene Rechenschaft abfordern, so möchten wir vielleicht finden: „Wir halten sie für gut, zuverlässig, ehrenhaft, großdenkend, — oder für kleinlich, doppelzüngig, schmeichlerisch u. s. w.“ Nur in den aller seltensten Fällen dürften wir uns getäuscht haben, selbst da nicht, wo der andere ein vollendeter Mimiker ist, also seine Mienen, seinen ganzen äußeren Menschen durchaus in der Gewalt hat.

Wie ist dies zu erklären? — Rücksichtlich der antipathischen Eindrücke spielt natürlich der Egoismus des Menschen eine wichtige Rolle. Mögen wir in unserem dunkeln Gefühl oft die besten Eigenschaften eines anderen erkennen, so fragen wir uns dennoch, ob diese auch zu unseren Eigenschaften passen, und so kommt es, daß uns Leute mitunter unsympathisch sind, von denen die ganze Welt nur gutes, lobenswertes weiß, die wirklich auch gut sind, nur daß ihre Eigenschaften nicht unserem Sinn, unserem Herzen, unseren Launen, unserem Willen entsprechen.

Kurz, wir erkennen die Eigenschaften des anderen auf den ersten Blick. Freilich nur auf den ersten; denn der gesellschaftliche Verkehr verwischt den ersten Eindruck und verwirrt unsere Vorstellung. Ob wir diese Erkenntnis vom Ahnungsvermögen oder von der Erfahrung ableiten, ist ganz einerlei. Die Erfahrung ist jedenfalls eine gute Schule. Wir kennen sehr viele Menschen verschiedenen Charakters und finden, daß jeder Charakter einen bestimmten Zug in seinem Wesen hat. Wir kennen zum Beispiel einen guten und einen bösen Menschen, zwei Personen, die sich in Gesicht, Haltung und Bewegung stark von einander unterscheiden. Wir sehen nun eine dritte Person, die uns in einem Zug des Gesichtes, in der Haltung, im Gang an eine der beiden erinnert. Wir schließen nun von dieser Äußerlichkeit auch auf den Geist, die Seele, die äußere Ähnlichkeit bringt uns auf die Vermutung, daß auch eine feinerliche Ähnlichkeit vorhanden sein müsse.

Unsere Erfahrung reicht aber viel weiter, wir kennen nicht zwei, sondern hundert, ja tausend Personen mit ihren Eigentümlichkeiten und Schwächen. In unserem Gedächtnis bergen wir ein ungeheures Photographie-Album, in welchem wir unwillkürlich sofort blättern, sobald uns eine neue Erscheinung entgegentritt. So befähigt uns die Erfahrung, ziemlich sichere Schlüsse zu ziehen, praktische Physiognomik zu treiben, ohne daß wir es selbst wissen und wollen.

Freilich kommt uns die Natur dabei in ganz außerordentlicher Weise zu Hilfe. In der Regel schafft sie ihre Objekte vollkommen, sie drückt jedem ihrer Geschöpfe den Stempel seines Charakters möglichst deutlich auf. Nicht nur der schwärmerische Dichter, sondern auch der nüchterne Menschenkenner ist überzeugt, daß das Gesicht der Spiegel der Seele ist. Wir vermögen nach einiger Übung sehr viel dem Gesichte abzulesen, und selbst der Ungeübte ist im Stande, nach dem ersten Blick das Gesicht eines rohen Tölpels von dem eines Gutmütigen, das Gesicht eines klugen von dem des Dummen zu unterscheiden. Hier hilft keine Maske, hier hat die Natur den Charakter auf dem Gesichte dermaßen herausgearbeitet, daß er feurigsten Lettern gleich sofort herunter gelesen kann. Wir erkennen jedoch noch weit mehr als diese wenigen Grundeigenschaften und besonders sind die Frauen große Künstlerinnen in dieser Erkenntnis. Eine kluge, erfahrene Frau hat einen Mann durchaus studiert und ihn in seinem innersten Wesen erkannt, nachdem sie ihn nur einen Moment gesehen. Allerdings ist es unendlich weit leichter, das männliche Gesicht mit seinen markierten Zügen zu studieren, als das weibliche, welches durchschnittlich nur runde und verschwommene Linien hat. Die Frau hat ihr Gesicht und ihre Mienen auch mehr in der Gewalt, als der Mann, sie wird erzogen, um äußerlich zu repräsentieren, sie weiß sich stets beobachtet, stets scharf gemustert oder glaubt sich wenigstens immer beobachtet, ein fataler Umstand, der sie häufig zwingt, ihre Mienen sorgfältig zu studieren und an ihrem Gesichte, am Ausdruck so lange zu arbeiten, bis der natürliche Zug mitunter verschwindet und an dessen Stelle ein künstlich angewöhnter tritt. Dieser erfüllteste Ausdruck verflüchtigt sich aber wieder, sobald sich die Frau unbeobachtet weiß, und es ist gar nicht unmöglich, daß man einen anderen und neuen Eindruck von dem Wesen einer Frau erhält, wenn man sie in zwei verschiedenen Situationen sieht.

Ein scharfes Auge läßt sich nun allerdings selbst von der künstlichsten Formung des Gesichtes nicht täuschen. Das glatteste und frischeste Mädchengesicht verrät ihm auch im freundlichsten Lächeln, ob hinter dieser faltenlosen Stirne Verstand sitzt, ob das Herz gut oder böse ist, ob aus den glänzenden Augen wirklicher Humor und echte Heiterkeit blüht und ob das Gemüt wirklich so sanft ist, wie das holde Lächeln des hübschen Mundes. Gewisse Haupteigenschaften sind auf dem weiblichen Antlitz sogar noch stärker ausgeprägt als auf dem männlichen. Hochmut, Stolz, Herzenskälte sind gerade so schnell zu erkennen, wie echte, seelische Güte und Sanftmut, wie trotziger Eigensinn und vernünftige Nachgiebigkeit.

Wie ist es aber möglich, daß sich dieses wunderbare Geheimnis der menschlichen Seele so offen verrät, daß wir vom Gesicht lesen, was uns der Mensch so gerne am tiefsten verbergen möchte? Die Physiognomen behaupten, daß alle Teile des Gesichtes in einem proportionalen Verhältnis stehen zu den seelischen Eigenschaften. Sie gehen noch weiter und sagen, daß der ganze Körper, die natürliche Haltung, der Gang, die Bewegungen der Hände, die Art des Sprechens nur einzelne Ausdrücke des wahren Charakters seien. Für den Physiognomen ist jeder einzelne Gesichtsteil von besonderer Wichtigkeit für den richtigen Schluß auf die Seele. Er betrachtet die Stirne gerade so aufmerksam wie die Nase, das Kinn verrät ihm ebenso viel wie der Mund und die Lippen, selbst die Form und Farbe des Auges sind ihm von besonderem Interesse.

Hören wir wie Lavater, einer der erfahrensten Physiognomen ein Idealgesicht konstruierte, das die besten und edelsten Eigenschaften des Menschen ausdrücken würde. Dieses Gesicht soll haben: Auffallende Gleichheit der Stirn, der Nase und des Kinns; eine horizontal endigende Stirne, mit beinahe horizontalen, fest gedrängten Augenbrauen; Augen von hellblauer oder hellbrauner Farbe, die auf kurze Entfernung schwarz scheinen und deren obere Augenlider den Augapfel etwa um ein Fünftel oder ein Viertel bedecken; eine Nase mit einem breiten, beinahe parallelen, doch etwas geschweiften Rücken; einen horizontalen Mund, bei dem die Oberlippe und die Mittellinie in der Mitte sich sanft, doch etwas tief nieder senken, und die Unterlippe nicht größer ist, als die Oberlippe; ein rundes, vorstehendes Kinn; kurze, dunkelbraune Haare, kraus in großen Partien.

Dieses Idealgesicht bildet gewissermaßen das Programm des Physiognomen. So wie es dargestellt ist, ist es von großer Schönheit. Der Physiognom legt aber kein besonderes Gewicht auf die eigentliche landläufige Schönheit des Antlitzes, er verlangt nur, daß diejenigen Gesichtspartien, in denen sich seiner Meinung nach die Seele dokumentiert, in ihrer Art schön, das heißt gut und charakteristisch herausgearbeitet sein sollen. Denn nur das charakteristische Gesicht, und mag es noch so häßlich sein, spricht zu uns mit beredten Worten; glatte und schöne Gesichter, in denen nichts auffällt, sind gleichgültig; das weiß jeder Mensch, daß uns oft das schönste Gesicht völlig kalt läßt, weil sich unleugbar nichts hinter demselben verbirgt. Dagegen können häßliche Menschen große und edle Seelen besitzen, wenngleich es auch Thatsache ist, daß das Äußere der größten Männer aller Zeiten sich durch wohlproportionierte Formen auszeichnete.

Lösen wir nun ein Gesicht in einzelne Bestandteile auf, so fällt unser Blick zunächst auf die Stirne, dorthin, wo wir den Verstand suchen. Kurze, flache, zurücktretende Stirnen bringen meist einen unangenehmen Eindruck hervor, eine kurze, schiefe Stirne hat etwas tierisches, das Gehirn dahinter kann unmöglich groß sein. Ernüchternd wirkt auch eine völlig gerade Stirn, die sich wie ein Lineal von den Haaren bis zur Nase zieht; diese Geradheit läßt auf die Beschränktheit des Verstandes schließen, ganz wie eine Stirne, die vorhängend, kurz und stark bogig ist. Am schönsten ist sie, wenn sie groß und frei hervortritt, wenn sie uns als scharf bemerkbarer Bestandteil des Gesichtes in die Augen fällt. Ob größere, mehr schräg gebaute Stirnen Witz und Scharfsinn, gewölbte Phantasie und Feuer andeuten, wollen wir nicht erörtern. Die Grenzen der Verstandesgaben lassen sich vom Bau der Stirne doch nicht genau bestimmen. Wir haben nur die Erfahrung, daß alle Menschen, welche sich durch ihren Geist niemals aus-

gezeichnet haben — bis auf sehr wenige und höchst seltene Ausnahmen — große, freie und schöne Stirnen besaßen.

Noch auffällender als die Stirne ist im menschlichen Gesicht die Nase, welche der Physiognomie ihr eigentümliches individuelles Aussehen verleiht. Es erscheint zwar sonderbar, die Beschaffenheit der Nase mit der Thätigkeit des Geistes in Zusammenhang zu bringen, doch lehrt die Erfahrung, daß die Nase wirklich etwas vom Geiste des Besitzers verrät. Wenn wir ein Buch, welches die Porträts berühmter Männer enthält, durchblättern, fällt uns vor allem auf, daß die größten Männer von Alexander dem Großen bis Napoleon I., daß die größten Dichter, von Dante bis Goethe auffällig starke, energische, mitunter sogar sehr große Nasen hatten. Eine merkwürdige Ausnahme bildet nur unser großer deutscher Reichskanzler, dessen Nase klein, aber doch sehr charakteristisch ist. Nach Lavater haben außerordentlich befähigte Menschen Nasen mit breiten Rücken oder umgekehrt: nie kommt eine Nase mit breitem Rücken vor, als nur bei außerordentlichen Menschen. Jedenfalls entspricht es der Wahrheit, daß Menschen mit ganz kleinen, unbedeutenden, so zu sagen unbemerkbaren Nasen meistens auch geistig unbedeutend sind.

Wie die Lippen, so der Charakter, sagen die Physiognomen. Feste Lippen deuten auf einen festen, weiche auf einen weichen Charakter. An edlen und guten Menschen findet man wohlproportionierte Lippen, die sanfte, sich leicht schlängelnde Linien bilden. Sehr schmale blutlose Lippen lassen auf Kälte, Ordnungsliebe und große Sparsamkeit, während dicke fleischige Lippen einen Hang zur Sinnlichkeit verraten.

Auch das Aussehen des Kinns ist nicht unerheblich bei der Beurteilung der Physiognomie. Leute mit starkem Kinn verraten oft einen festen, zähen Willen, während ein kleines Kinn meist bei furchtsamen und gutmütigen Menschen zu finden ist. Ein plattes Kinn soll Kälte und Trockenheit andeuten.

Doch nun genug mit der Schilderung der einzelnen Gesichtsteile. Das Detail, ein einzelnes Glied ist nie unbedingt maßgebend für den Charakter und ein ganzes Ensemble guter oder schlechter Details findet sich doch nur selten in einem einzigen Gesichte. Das ganze Gesicht aber im Vereine mit dem Körper und dessen Haltung und der natürliche Ausdruck des Gesichtes sind es, die wir spontan beurteilen, die auf uns den Eindruck hervorbringen. Wir vermögen stets Güte, Spott, Größe, Bosheit und Dummheit auf einem Gesichte zu entdecken, wir fühlen stets ein gewisses Unbehagen, wenn wir einem kleinlichen, genauen, trockenen und pedantischen Menschen gegenüberstehen, wir nehmen sofort unseren Vorteil wahr, wenn wir unwillkürlich im Gesichte eines neuen Bekannten geistige Beschränktheit lesen.

Der erste Eindruck, das ist die erste spontane Äußerung unserer in praktischen Leben erworbenen physiognomischen Kenntnisse, ist entscheidend für unsere Zuneigung oder Abneigung. Und wenn man fragt, woher es kommt, daß wir uns doch oft genug mit einem Menschen befreundeten, trotzdem er uns nach dem ersten Anblick nicht gefallen hat, — so sagen wir: Diese Freundschaft entstand nicht durch den Zug des Herzens, sondern war ein Resultat des Verstandes. Mit menschlicher Nächstenliebe haben wir an diesem neuen Freunde andere Eigenschaften entdeckt, die uns für diejenigen, die wir vermüßten, teilweise entschädigten. Mit Rücksicht und Nächstenliebe haben wir uns bemüht, die Mängel zu übersehen und zu vergessen, wobei Verkehr und Gewohnheit nachgeholfen haben. Aber solche Bündnisse sind nur selten von langer Dauer. Einmal kommt doch der Tag, da wir sagen: Wäre ich nur meinem ersten Impuls, meinem ersten Eindruck gefolgt!

### Aus dem Berliner Musikleben.

Unser Rückblick auf die musikalischen Ereignisse, welche die erste Hälfte der Berliner Saison mit sich gebracht, kann selbstverständlich nur ein flüchtiges Bild des Gehörten und Erlebten geben. In der Erscheinungen flucht, in der Hast des großstädtischen Lebens wechseln die Eindrücke mit elektrischer Schnelle und dann: weshalb von Konzerten sprechen, jetzt nach Monaten, da sie doch schon nach Tagen der Vergessenheit angehorten! Also beschränken wir uns weise auf das Wichtigste, auf das, was thatsächlich als besondere Erscheinung ein Recht hat, daß es der Erinnerung erhalten bleibe.

Hier sind vor allem die vierzehn Konzerte Rubinstens zu erwähnen. Er hat zwar nur sieben in der Öffentlichkeit gegeben, d. h. gegen Bezahlung. Da er aber dasselbe Programm, das er an einem Abende in der Singakademie vorgeführt hatte, in den nächsten Tagen vor einem geladenen Künstler- und Dilettanten-Publikum im „Kaiserhofe“ in einer Matinee wiederholte, so ist jedes Konzert mit vollem Zug und Recht doppelt zu rechnen. Rubinsten hat in seinen Vorträgen die Klavier-Litteratur von der alten bis auf die neueste Zeit vorüberziehen lassen — mit Ausnahme von Brahms' Kompositionen, die er auffälligerweise ignorierte. Seine Leistungen, die Vorzüge wie die Schwächen, die Genialität der Auffassung, der wunderbare, jeder Tonfärbung fähige Anschlag, der oft herrliche Vortrag — andererseits die Ungleichheit in der Technik und die Willkürlichkeit in der Wiedergabe klassischer Kompositionen sind weltbekannt und bedürfen keiner Einzelschilderung. Und rede ich hier davon, so geschieht es nur, weil manche Vorzüge und alle Schwächen in diesen vierzehn Konzerten stärker als je hervorgetreten sind. Niemals noch hat ein Pianist solche Kraft und Ausdauer, solche wahrhaft dämonische Beherrschung des Instrumentes gezeigt; er spielte nie weniger als 35 bis 40 Stücke an einem Abende, an dem Beethovenabende acht Sonaten nach einander; aber niemals hat auch ein Pianist solches Aufgeben aller künstlerischen Selbstbeherrschung an den Tag gelegt, solches Sichselbstüberlassen beim Vortrage Beethovenischer Werke ohne jede Rücksicht auf die Tempo- und Vortragsvorzeichnungen Beethovens, also auf dessen untrüglich ausgesprochenen Willen bezüglich der Auffassung. Die Damenwelt, die sich gern von Genialität bezauern und beherrschen läßt, legt auf derartige Vorkommnisse kein Gewicht. Aber die ernsthafteste Kritik hat die Pflicht zu erfüllen, ebenso die Genialität des Künstlers anzuerkennen, als die Grenzen zu bezeichnen, über welche die Wiedergabe klassischer Kompositionen nicht hinausgehen darf. Alles das hindert uns nicht zu sagen, daß Rubinsten der größte lebende Pianist ist, dem nur einer verglichen werden kann: der 23jährige Eugen d'Albert. Dieser ist nicht so „interessant“, nicht so

„dämonisch“; schon seine äußere Erscheinung wirkt nicht so bezaubernd, wie die Rubinstens, der mit seinem genialen, Beethoven ähnlichen Kopfe und seiner muskulösen Gestalt gleich imponiert; d'Alberts Anschlag ist nicht so vollkräftig und seine körperliche Beschaffenheit ist nicht geeignet, solche Riesenaufgaben zu vollführen wie Rubinsten. Aber an künstlerischer Wärme, an maßvoller Schönheit des Vortrages und besonders in der einheitlichen Vollendung seiner Wiedergabe steht er jetzt keinem nach, ja in der letztgenannten Eigenschaft fast allein da. Sicher ist, daß in der Neuzeit niemals ein junger Künstler in diesen Jahren solche Reife der Auffassung schwieriger klassischer Kompositionen gezeigt hat; in „himmelsstürmender“ Technik mag er von anderen übertroffen werden; aber die nachhaltige, rein künstlerische Wirkung bleibt sein eigen.

Auf dem Felde des Gesanges sind in der letzten Zeit drei Berühmtheiten erschienen: Frau Nielsen, Herr Mierzwinski und Frau Marcella Sembrich. Die Erstgenannte kam mit einem Weltrufe nach Berlin und hatte die größten Erwartungen angeregt; aber ihre Leistungen entsprachen selbst nicht den Erwartungen, die man einer viel weniger berühmten Sängerin gegenüber erheben darf. Die Stimme hat an Schmelz und Sicherheit verloren und bei der sehr schlechten Wahl der Stücke, die sie vortrug (Mignon-Arie, Schmutzwalzer aus Margarethe und Miserere aus Trovatore) war eine wahre künstlerische Entfaltung von vornherein ausgeschlossen. Daß sie noch Beweise großer Gesangs-Technik gab, kann ja nicht bestritten werden, aber eine andere Sängerin, ohne so berühmten Namen, würde nach solchen Leistungen sicher nicht zu den ersten gezählt werden. Auch Herrn Mierzwinski's Gesangsweise ist keine rein künstlerische zu nennen. Aber sie steht doch in vielen Dingen ganz einzig da. Seine Höhe — er singt das hohe h und c ohne Anstrengung mit voller Kraft — seine Technik (Triller, Läufer und Verzierungen) sind unvergleichlich. Auch ist er von Natur mit interessanter Bühnenerscheinung ausgestattet und bewegt sich mit Leichtigkeit und Eleganz auf der Bühne; daß er nur italienisch singt, wirkt störend, noch störender seine Unachtsamkeit im Takt, seine Willkürlichkeit in Bezug auf Zeitemaß; es gab Momente in Ensemblestücken, wo nur die große Aufmerksamkeit des Kapellmeisters eine gänzliche Unterbrechung verhinderte, da die anderen Sänger nicht mehr zu folgen wußten. Nichtsdestoweniger hat Herr Mierzwinski grobhartige Effekte hervorzurufen verstanden; und als er in seiner letzten Gastrolle, in der „Jüdin“, dem Takte mehr Aufmerksamkeit zuwendete und sich im ganzen „zusammennahm“, da erzielte er einen glänzenden Erfolg, dem auch der Kenner zustimmen durfte. Wir nannten Frau Sembrich zuletzt, weil sie in der Zeitfolge erst nach den beiden Erstgenannten erschienen war. In der künstlerischen Rangliste ist sie als die erste zu bezeichnen, als die glänzendste „Primadonna“, die seit der großen Adeline Patti gehört wurde. Ihre Stimme klingt herrlich und besitzt einen stimmungsvollen Umfang und große Reinheit und Kraft in der höchsten Lage; die Gesangstechnik (Koloratur) kann — wenn man den etwas schwächeren Triller ausnimmt — als nach allen Seiten vollkommen ausgebildet bezeichnet werden. Des Vortrags Hauptwirkung wird allerdings nicht durch das Gemütvolle, Zünige hervorgerufen — im Liede vermag sie nicht zu erwärmen —, sondern durch das Feurige, Glänzende; aber in dieser Eigenschaft, die ja auf das große Publikum besonders Zauber ausübt, hat sie keine Rivalin zu fürchten. Frau Marcella Sembrich gehörte ursprünglich der deutschen Bühne an; sie war früher an der Dresdner Hofbühne angestellt; seit einigen Jahren wirkt sie als kosmopolitische italienische Primadonna an den Bühnen in London, Paris und Petersburg. Besonders die russische Hauptstadt bietet ihr die schönsten Lorbeeren und Diamanten.

An interessanten neuen Kompositionen hat die Saison noch nichts gebracht (H. Wagners „Siegfried“ im Opernhause kann nicht mehr als neu gelten), die vierte Symphonie von Brahms harret noch der Aufführung. Wir haben das herrliche Werk in Köln gehört und sind begeistert.

H. Ehrlich.

### Kleines Anskunfts-bureau des „Bazar“.

Fräulein Eugenie D., Pianistin in L. Für die Sache der Deutschen Musiker-Witwen- und Waisenkasse, die in den vier Jahren ihres Bestehens ein Vermögen von 50 000 M. gesammelt hat und den Musiker-Witwen resp. Waisen laufende Unterstüzungen, im Sterbefalle den Hinterbliebenen eine Beihilfe von 200 M. gewährt, ist ein bedeutendes Förderungsmittel gefunden. Ein Verein, mit dem altdeutschen Namen „Mildwida“, der einen Zusammenschluß aller, auf Linderung des oft so harten Loses von Musikerwitwen und Waisen mildthätig bedachten Frauen bezweckt, hat sich gebildet und wird unter einer hohen Schirmherrin Pflegerinnen und Ehrenfrauen versammelt. Die Eigenschaft einer Pflegerin erwirbt, wer außer dem eigenen Jahresbeitrage von 50 Pf., dem Vereine noch mindestens zehn neue Mitglieder zuführt oder den auf sie entfallenden Beitrag von 5 M. zahlt; — den Charakter einer Ehrenfrau erlangt, wer mindestens zwanzig neue Mitglieder gewinnt oder 10 M. zahlt. Alle Meldungen sind an den Direktor der „Deutschen Musiker-Witwen- und Waisenkasse“, Herrn Kapellmeister Habewaldt, Berlin W., Mauerstraße 2 (Centralbureau) zu richten.

Frau Dr. Brunu in Köln. Ihre Empfindungen und Sympathieen werden in weitesten Kreisen geteilt. Eben jetzt hat der edle Fürst von Pleß in Salsbrunn selbst einen schönen Bauplatz für die Errichtung eines Ferienheimes für erholungsbedürftige, an Augenaffektionen leidende Lehrerinnen gespendet, und opferwillige Damen und Herren sind zusammengetreten, um das vorläufig auf zwanzig Wohnzimmer, Versammlungsraum, Badezimmer zc. berechnete Haus baldmöglichst unter Dach zu bringen. Wenn Sie sich an den fürstlich Pleß'schen Vadezart Dr. Nitsche in Posen, Luisenstraße 16, I, wenden wollen, so wird dieser um das humane Unternehmen sehr verdiente Mann Ihnen (wie allen sonstigen Interessenten) bereitwilligst jede Auskunft erteilen. Dem Gründungscomité gehören übrigens die Damen Gläubig, Knothe, Valentin, Zuckertort, sämtlich Schulvorsteherinnen resp. Lehrerinnen, sowie die Herren Rechtsanwalt Herje, Medicinrat Cohn, Rektor Gercke, Professor Jonas und Lehrer Kuyte an.

Baronin P., Rittergut L.-h., Poststation A.-burg. Pensionen oder Erziehungsanstalten im „Bazar“ ganz allgemein dem Publikum zu empfehlen, haben wir bisher streng vermieden, weil wir die Verantwortung scheuten, die wir durch solche generell gehaltene Rekommandation auf uns nehmen würden. Dagegen stellen wir uns bereitwilligst Ihnen, wie allen Eltern, die ihre jungen Töchter zur

Vollendung der Erziehung in die Reichshauptstadt geben möchten, zur Verfügung, um für bestimmte Fälle und klar bezeichnete Anforderungen nach gewissenhafter Prüfung des uns vorliegenden reichen Materials unter den Erziehungsanstalten auszuwählen und solche zu empfehlen, die durchaus vertrauenswürdig sind und den bestimmt formulierten Wünschen der Eltern gewissenhaft entsprechen würden. Für solche brieflich gegebene Empfehlungen übernehmen wir dann, sowohl was die sittliche und wissenschaftliche Leitung als was die behaglich gemüthvolle Häuslichkeit anbelangt, die volle Verantwortung. Von einer „Vergütung unserer Bemühungen“ kann natürlich keine Rede sein.

Frau Erna v. G. in A.-ig. Wohin Sie mit Ihren kleinen Aufzeichnungen aus dem Leben ihres Töchterchens sich wenden sollen, um solche allerliebste Züge eines reinen Kinderherzes vor Vergessenheit zu bewahren? Wir meinen, ein Mutterherz vergißt dergleichen wohl unter keinen Umständen; und stände das dennoch zu befürchten, so empfiehlt sich die alte schöne Sitte unserer Vorfahren, ein Hausbuch zu führen, in welches von Elternhand alle besonderen Vorfälle und Lebensäußerungen der kleinen Familie verzeichnet wurden. — Müssen Ihre Aufzeichnungen aber durchaus gedruckt sein, so empfehlen wir Ihnen einen Herrn, der seit Jahren mit liebevollem Eifer dergleichen originell-naive Äußerungen der Kleinen und Kleinsten sammelt und allen Müttern für Mitteilungen dieser Art dankbar ist, wir meinen den Ihnen ohne Zweifel wohlbekanntesten Schriftsteller, Herrn Paul v. Schönthan, Berlin W., Gehirnerstr. 27.

Junge Schriftstellerin im Gebirge. Für Ihren Wunsch, sich über den „gegenwärtigen Stand des deutschen Schriftstellerthums“ recht genau informieren zu können, bieten sich zwei treffliche kleine Bücher dar, deren Anschaffung Sie sich nicht entgehen lassen sollten, eins, das die Bestrebungen und Interessen der gesamten Schriftstellerwelt wahrnimmt und für jeden „Mann der Feder“ (und auch wohl für jedes „Fräulein von der Feder“) unentbehrlich ist: Joseph Kürschner's deutscher Litteraturkalender auf das Jahr 1886. (Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann) mit beiläufig 9000 Adressen von Schriftstellern und Schriftstellerinnen, Darlegung litterarischer Rechtsverhältnisse, Verzeichnis aller litterarischen Vereine, aller deutschen Journale und Verlagsbuchhandlungen, Gruppierung der Schriftsteller unter Städtenamen zc. — und ein zweites, das sich auf die Interessen der Schriftstellerinnen beschränkt, zugleich aber ein „Internationales Archiv für die gesamten Frauenbestrebungen“ bildet und hier in der That den umfassendsten Nachweis auf dem ungeheuren Gebiete weiblicher Arbeit in seltener Vollständigkeit bietet: Lina Morgenstern's Allgemeiner Frauenkalender für 1886. (Verlag der deutschen Hausfrauenzeitung, Berlin W., Kaiserin-Augustastr. 80.) — Als Supplement zu Kürschner's Litteraturkalender empfehlen wir Ihnen noch zum Abonnement und fleißiger Lektüre in Ihrer gebirgigen Einsamkeit die Deutsche Schriftstellerzeitung, herausgegeben von Joseph Kürschner in Stuttgart, ein Sprechsaal für die gesamte Schriftstellerwelt Deutschlands und wichtigstes Organ aller ihrer Interessen. — Sie werden Ihre Freude an dem Blatte haben!

Pfäzgerin. Auf Ihren sorgenvollen Brief haben wir uns an eine medizinische Autorität um Auskunft über die von Ihnen berührten Verhältnisse gemeldet und teilen Ihnen in folgendem dessen Rat mit. Sie haben sich für Ihren jungen Bruder zunächst zu entscheiden, ob derselbe Dentist, d. i. Zahntechniker oder ob er Medicus practicus werden soll. In ersterem Falle ist ihm die Ausbildung in Amerika durchaus zu empfehlen, da die amerikanischen Dentisten den unsrigen im Durchschnitt bedeutend überlegen sind. Will er hinterher in Deutschland praktizieren, so kann er hier mit Leichtigkeit sein Examen noch absolvieren. — Entscheiden Sie sich dagegen für eine Laufbahn als Medicus practicus, so ist ihm von einem Studium in Amerika durchaus abzurathen, da die dortigen Mediziner im günstigen Falle nur tüchtige Routiniers, meistens aber Pfluscher ohne jede Spur von gründlicher Ausbildung sind. Der Unterricht in den Medical Colleges dajelbst ist teuer und schlecht. In pekuniärer Hinsicht ist der zahnärztliche Beruf für Deutschland durchaus zu empfehlen, da die meisten Zahnärzte sich erheblich besser stellen, als die Mehrzahl der praktischen Ärzte, ohne die Anstrengungen und Gefahren der letzteren zu haben. Die Zahl der in der Zahnheilkunde Studierenden hat in der letzteren Zeit eher ab- als zugenommen. Ein zahnärztliches, neu eingerichtetes Universitäts-Institut unter Leitung des Professors Busch befindet sich hier in Berlin und ist durchaus zu empfehlen. Die Dauer des Studiums ist zwei Jahre, worauf der junge Mann als Assistent bei einem praktischen Zahnarzt mit einem Gehalt von etwa 1200—1800 Mk. eintreten kann.

Baronesse Cilly v. D. — in Wien. Sie wünschen zu erfahren, wie der Verlauf einer Trauung in vornehmen englischen Kreisen sei, wie die Braut sich kleide, in welcher Toilette die Trauzeugen erscheinen, ob ein opulentes Hochzeitsmahl dem kirchlichen Akte folge zc. So ganz allgemein, wie sie es wünschen, lassen sich die Fragen nicht beantworten. Fast jeder Fall führt seine eigenen Bedingungen mit sich. Am besten dürfte Ihnen gedient sein, wenn wir Ihnen, wie folgt, eine Skizze der Feierlichkeiten gelegentlich der Trauung von Miss Mary Gladstone, Tochter des z. B. vielgenannten Premierministers von England, vorlegen.

Die Trauung fand am 2. Februar in der St. Margarethen-Kirche zu Westminster statt. Um zehn Uhr vormittags sammelte sich das Publikum vor dem Hauptportal. Wenige Minuten später langten der Prinz und die Prinzessin von Wales mit dem Prinzen George an und wurden vom Archidiakon Farrar zu ihren Ehrensitzen geleitet. Die Prinzessin trug einen reizenden Anzug von silbergrauer Seide und Sammet, besetzt mit Pelz, und ebensolchen Hut. Weitere Trauzeugen waren die Gräfin Spencer, Lord und Lady Lyttelton, Sir Thomas und Lady May, Mr. W. S. Gladstone nebst Frau, Lord Roseberry, Lord Wolverton, Graf und Gräfin von Aberdeen und Mr. Shaw-February. Bald nach 1/11 kam die Braut an, gestützt auf den Arm ihres Vaters, der sie zum Altare führte. Sie trug eine Robe von weißem französischem Musseline mit langer Schleppe, Devant und Besatz von reichen Brüllfeler Spitzen, sowie einen Tüllschleier. Ihr Schmuck bestand aus Perlen, dazu hatte sie ein Bouquet von Schneeglöckchen in der Hand. Sechs kleine Brautjungfern folgten ihr alle in weißem Musseline, der Brautrobe entsprechend. Die Mutter der Braut, Frau Gladstone, trug eine reiche Robe von königsblauem Sammet, durchweg mit alten Point-Spitzen besetzt; sie schloß den Brautzug, welcher am Portal der Kirche von der beteiligten Geistlichkeit in Empfang genommen wurde. Als sie den Mittelgang der Kirche durchschritten, sang der Chor die Brauthymne: „Komm heiliger Geist, himmlische Taube.“ Nach Schluß der Ceremonie unterzeichneten der Prinz und die Prinzessin von Wales das Trauregister, darnach die übrigen Zeugen. Die Hochzeitsgesellschaft, nur aus nahen Verwandten der Braut und des Bräutigams bestehend, begab sich in das Haus der Lady Frederik Cavendish nach Carlton House-terrace, wo Erfrischungen serviert, aber kein Hochzeitsmahl angerichtet war. Alsdann verließ das junge Paar die Stadt, um den Honigmonat in ländlicher Stille zu verleben.

# Deutsche Künstler und Künstlerinnen.

Teresina Gekner, Mitglied des „Deutschen Theaters“ in Berlin.

Italien, das Land mit dem ewig lachenden Himmel und der ewig jungen Kunst, ist die Geburtsstätte Teresina Gekners. Am Gestade des leblich rauschenden, glasklaren Bacchiglione, in dem nahe Venedig gelegenen anmutigen Vicenza, wurde die Künstlerin als Tochter eines österreichischen Offiziers geboren und bis zu ihrem zehnten Jahre mit liebevoller Sorgfalt aufgezogen. Dann ging sie infolge der Vererbung des Vaters mit ihren Eltern nach Wien. Es ist nicht selten der Fall, daß die ersten Eindrücke der Kinderjahre in unserem Innern lebendig bleiben, und Phantasie und Gemüt beherrschend, in späteren Zeiten körperlicher und geistiger Entwicklung wegweisenden Einfluß üben auf die Gestaltung unseres Lebens. Auch die Laufbahn, welche Teresina Gekner eingeschlagen, scheint ein Beleg hierfür zu sein. Aufgewachsen in der Umgebung von so viel Schömem und Hoheitsvollem, umtost von der milden Luft des sonnigen Vaterlandes, täglich schwelgend in dem Anblick einer verschwenderisch ausgestatteten Natur, wurde der kindliche Sinn früh schon empfänglich gemacht für alles Große und Herrliche und der schlummernde künstlerische Keim zu kräftigem Leben erweckt.

Den Eltern entging die Wahrnehmung des dramatischen Triebes in Teresinas Natur nicht, und so kam es denn, daß die kleine Italienerin, die in Wien außer der deutschen Sprache noch manches andere zu lernen vorfand, mit dem fünfzehnten Jahre bereits in das Wiener Konservatorium eintrat, wo sie mit heißem Bemühen sich die Grundregeln der dramatischen Kunst, ohne deren Beherrschung auch das größte Talent nicht zur Künstlerschaft vordringt, zu eigen zu machen suchte. Mit welchem Erfolge, das beweist am besten die Tatsache, daß die rastlos strebende Schülerin nach zweijährigem Studium bereits den ersten Preis erlangte, welchen das Institut, dem sie angehörte, für hervorragende Leistungen in der schauspielerischen Disziplin zu verleihen hatte. Die Konservatorin aber sollte nunmehr das, was sie unter Krastels und Baumeisters trefflicher Leitung theoretisch erlernt, praktisch verwerten; und so führte der Vater die jugendliche Kunstnovize zunächst nach Brünn. Ihr Aufenthalt daselbst sollte sie lehren, wie sich das Leben hinter den Coullissen gestalte und regele, sollte ihr Auge an die Scheinwelt des Plitters und des Lampenlichts gewöhnen. Und so spann sich die



Hero.

theatralische Karriere Teresina Gekners wohl hier in Brünn an, ihren eigentlichen und entscheidenden Anfang nahm sie indes erst in Innsbruck, wo die Künstlerin in der Saison 1882/83 festes Engagement erlangte und sofort in ersten Rollen beschäftigt ward.

Die fesselnde Erscheinung, das warmblütige Temperament, das wohlklingende, allen Gefühlsregungen gleich zugängliche Organ der kaum neunzehnjährigen erregten sofort die Aufmerksamkeit von Publikum und Kritik, und schon im nächsten Jahre ward die jugendliche Tragödin an das auf ziemlich hoher künstlerischer Rangstufe stehende Grazer Landestheater berufen. Ihre theatralischen Leistungen bereiteten ihr bald einen Ruf über die Grenzen der Stadt hinaus und es traten nach kurzer Frist an die Künstlerin zwei verlockende Engagementsanträge zu fast gleicher Zeit heran: der eine von der Hofburg zu Wien, der andere vom Deutschen Theater in Berlin. Sie entschied sich für Berlin und trat als Emilia Galotti zum erstenmale vor das strengrichtende Publikum der Reichshauptstadt. Ein voller spontaner Erfolg war das Resultat des ersten Auftretens, der sich nach der zweiten Gastrolle der Louise in „Kabale und Liebe“ noch wesentlich steigerte. Was in Innsbruck und Graz für die Künstlerin eingenommen hatte, übte eben auch in Berlin eine siegreiche Wirkung aus. Das waren die voll aus dem Innern hervorquellenden Herzensstimmen, das war der hinreißende Ausdruck eines reichen ursprünglichen Talents, das waren alle jene beglückenden Gaben, ohne die man sich eine Heroine fast nicht denken mag: Gestalt, Temperament, Geist.

Wir haben die Künstlerin in der Maske der „Hero“ wiedergegeben, weil in dieser Rolle ihre hohen Vorzüge am wirksamsten in die Erscheinung treten und ihr jedesmal den größten Erfolg erringen. So steht denn Teresina Gekner am Anfang einer glänzenden Laufbahn. Und wenn ihr Name einmals unter den ersten Gelehrten am Himmel der Schauspielkunst glänzen wird, dann werden die geschätzten Leserinnen des „Bazar“ wohl gern einmal in diesen Blättern nachschlagen und sich an dem Anblick unseres Bildes freuen.

G. f-g.

## Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modebildes März 1886.

Fig. 1. Promenadenkleid. Der 220 Cent. weite Rock aus taftet royal ist mit einem 95 Cent. hohen, vorn flach aufliegenden, je zu beiden Seiten in eine 15 Cent. breite doppelte Vollfalte geordneten Bolant von Diagonalfstoff überdeckt. Derselbe ist mit einem 5 Cent. breiten Saum versehen und am oberen Rande der Hinterbahn in einfache Falten geordnet. Aus gleichem Diagonalfstoff mit abgepaßten Bordüren hat man die Tunika hergestellt, die vorn einen Zipfel bildet und an der linken Seite in eine Puffe geordnet ist; den rechten Querrand des hinteren Tunika-theils zieren bunte Bordüren. (Siehe die nebenstehende Fig. 1.) Die vorn gefaltete, kurze Schopstaille aus Diagonalfstoff ist mit einer Puffe, einem Stechragen und Armelrevers von Bordürenstoff ausgestattet und mit Haken und Ösen, sowie mit Metallagraffen zum Schließen versehen. Hut aus braunem Strohgeflecht mit einer Einfassung von Sammet und mit Schleifen von braunem und gelbem



1.

Atlasband garniert. Schirm aus satin merveilleux. Fig. 2. Morgenrock. Unser Original ist aus Kaschmir und satin merveilleux hergestellt, doch dürfte sich dasselbe in nur einem Stoff arrangiert gleichfalls vorteilhaft ausnehmen. Die nur bis zum Taillenabschluß reichende Vorder-, sowie die mit der Taille im Zusammenhang geschnittenen Seitenbahnen sind am unteren Rande 220 Cent. weit und schließen sich der in der Mitte 140 Cent. langen, 125 Cent. breiten hinteren Bahn an, welche am oberen Rande in dicke Falten gereiht und den kurz geschnittenen Rückenteilen 13 Cent. weit unterhalb des Taillenschlusses augenäht wird. Ein à plissé gefaltetes, oben 20, unten 35 Cent. breites tablier von satin merveilleux garniert die an der linken Seite mit einem Schlitze versehene Vorderbahn. Mit gleichen à plissé gefalteten, auf festem Futter arrangierten Mousenteilen hat man die lösen, mit satin merveilleux als Futter versehenen Borderteile ausgestattet und die Ärmel mit kleinen, 16 Cent. langen, am unteren Rande zwischen ein 3/4 Cent. breites Bündchen gefaßten Ärmelteilen von satin verbunden; Passementereien und Grelots garnieren außerdem den Morgenrock, dessen unteren Rand eine Vollfaltenfrüher von satin und eine Spitzenbalayeuje begrenzen. Zum Schließen dienen Knöpfe und Knopflöcher. Hübschen aus satin merveilleux.

## Schach- und Spielkorrespondenz.

Herrn M. in Merseburg. Wir empfehlen Ihnen das im Verlage von Zeit u. Comp. kürzlich erschienene Lehrbuch des Damepiels, verfaßt von Heinz Credeuer, welches alle Arten des Damepiels sorgfältig und gründlich behandelt. Preis des geb. Exemplars 24 M. — Herrn M. Brohmann. In der Schachaufgabe Nr. 168 würde auf 1 L a 2 n. c 4, S e 5 n. c 4; 2 D g 2 — g 3 f, S c 4 — e 5 das Schach decken. — Johann Brendl. Oberjo wird der Zug 1 d g 2 — g 6 durch K d 6 — d 5 wiederlegt. — F. v. Magnis. Für Nr. 167 scheidet der Zug 1 c 7 — c 8 (wird Dame) an S b 5 — c 6, worauf kein sofortiges Matt möglich ist. — Herr Regine Schäfer, Herr Adolph Biebermann, G. v. Weber, L. Saling, Carl Burrow, W. Gubrauer. Nr. 167 richtig gelöst. — R. Franz, Robert Miller, S. Warnsdorf, Carl Eggen. Nr. 168 richtig. — Hugo Lammert Nr. 165 bis 168 richtig. — G. Stähler. In der Aufgabe Nr. 167 folgt auf 1 c 7 — c 8 (wird Dame) S b 5 — c 7, wodurch das Matt, das mit dem nächsten Zuge folgen soll, verhindert wird. — Zur Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 56. Aufgaben dieser Art lassen sich durch logische Schlüsse ohne allzu große Schwierigkeit lösen. Die zu Grunde liegenden mathematischen Prinzipien erörtert „Culers Anleitung zur Algebra“. Verlag von H. Reclam in Leipzig. Preis 1 M. — Herr G. in Oberstein, Selma Krause, Emilie Kaber, Herr Joh. Wallach, Marie Scheithauer, Herrn Rudolph Karthaus, Albert S. in Deutz, H. Höppler, Hugo Lammert. Nr. 56 richtig gelöst.

### Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 169 Seite 64.

- |                                       |                           |
|---------------------------------------|---------------------------|
| 1. T e 2 n. e 5.                      | K c 3 n. d 4.             |
| 2. T e 5 — e 4 matt.                  |                           |
|                                       | A.                        |
| 1. . . . .                            | T d 5 n. e 5 oder n. d 4. |
| 2. S d 4 — b 5 oder T e 5 — e 5 matt. |                           |
|                                       | B.                        |
| 1. . . . .                            | L f 2 n. d 4 oder anders. |
| 2. T e 5 — e 3 matt.                  |                           |
|                                       | C.                        |
| 1. . . . .                            | Beliebig anders.          |
| 2. T. oder S. matt.                   |                           |

### Auflösung des Diagonal-Mätrzels Seite 64.

F	i	d	e	l	i	o
L	i	n	o	o	l	n
P	a	d	i	l	l	a
E	u	t	e	r	p	e
S	c	h	e	l	d	o
A	t	h	a	l	i	a
O	t	h	e	l	l	o

Jedes blaue Tuch kostete 60, jedes rote 56, jedes grüne 50 und jedes schwarze 42 Mark.

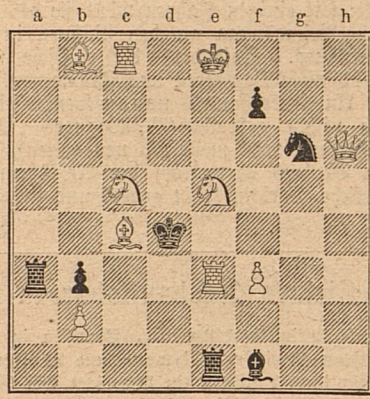
## Buntes Allerlei.

### Schach.

#### Aufgabe Nr. 171.

Von M. Lamouroux.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

— Herr Regine Schäfer, Herr Adolph Biebermann, G. v. Weber, L. Saling, Carl Burrow, W. Gubrauer. Nr. 167 richtig gelöst. — R. Franz, Robert Miller, S. Warnsdorf, Carl Eggen. Nr. 168 richtig. — Hugo Lammert Nr. 165 bis 168 richtig. — G. Stähler. In der Aufgabe Nr. 167 folgt auf 1 c 7 — c 8 (wird Dame) S b 5 — c 7, wodurch das Matt, das mit dem nächsten Zuge folgen soll, verhindert wird. — Zur Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 56. Aufgaben dieser Art lassen sich durch logische Schlüsse ohne allzu große Schwierigkeit lösen. Die zu Grunde liegenden mathematischen Prinzipien erörtert „Culers Anleitung zur Algebra“. Verlag von H. Reclam in Leipzig. Preis 1 M. — Herr G. in Oberstein, Selma Krause, Emilie Kaber, Herr Joh. Wallach, Marie Scheithauer, Herrn Rudolph Karthaus, Albert S. in Deutz, H. Höppler, Hugo Lammert. Nr. 56 richtig gelöst.

### Korrespondenz.

Anonyme Anfragen, also solche ohne volle Namen-Nennung, bleiben fortan unberücksichtigt. Vollständige Postadresse ist sogar erwünscht, damit wir wichtige Antwort per Post geben können.

**Haushalt und Küche.** Zum Reinigen silberner und versilberter Gegenstände kommt eine Menge verschiedenartiger Mittel zur Anwendung. Die Zeitschr. f. Instrumentenkunde hat vor kurzem eine sachverständige Erläuterung dieser Mittel gegeben, der wir im Auszuge das Folgende entnehmen. Die verwendeten Mittel wirken entweder chemisch, d. h. auflösend, oder mechanisch (sichernd und schleifend). Die besten schnell wirkenden chemischen Mittel sind (wie das Chromsäure) zahlreiche starke Säure und daher für den Hausgebrauch nicht anwendbar. Zeigen die Gegenstände nicht vollkommen glatte und ebene Flächen, also frei von Grabierung und Eitelierung, so muß man die beliebige Anwendung des „Puzleders“ vermeiden. An seiner Stelle nehme man eine mittelstarke drei- bis fünfzählige Bürste in Gebrauch. Ein dickflüssiger Brei aus Kreide und Salmiakgeist diene als Puzmittel. Die Bürste wird erst mit reinem Salmiakgeist befeuchtet, dann mit dem Brei so lange auf den glänzenden Stellen (unter Umgehung der matten) unter gelindem Druck nach allen Richtungen über den Gegenstand hin und her gebürstet, und alle Ecken, Winkel und Vertiefungen werden mit den Spitzen gut und sorgfältig abgetupft, bis die Bürste trocken zu werden anfängt und unter der Kreide der Glanz schön hervortritt. Dabei ist hauptsächlich darauf zu achten, daß das Puzmaterial schließlich aus allen Winkeln und Tiefen gut entfernt werde. Für matte und vergorbene Stellen tauche man eine gewöhnliche Zahnbürste in Salmiakgeist, fahre damit einige Male über ein Stück gewöhnliche Hausseife hin und gebe zum Schluß ein wenig Kreide daran. Man überfährt hiermit nun die betreffenden Stellen bis sie reine und frische Farbe erhalten. Sind alle Flecke verschwunden, so spült man den Gegenstand mit reinem warmen Wasser ab, bis alle Kreide und auch der Salmiakgeist entfernt sind, trocknet mittelst alter Leinwand (nicht Baumwolle!) sorgfältig alle Feuchtigkeit auf und überbürstet den Gegenstand nochmals leicht mit der zuvor benutzten, indessen vollkommen trocken gewordenen Bürste, ohne nochmals Kreide daran zu geben. Man achte bei diesem letzten Puzen besonders darauf, daß die Bürste nicht zu viel Kreide enthält. Beim Streichen über eine Tischplatte darf sich höchstens ein kaum bemerkbarer feiner Staub entwickeln. Will man den sogenannten „Schwarzglanz“ erzeugen, so verfertige man sich eine Leberseife, indem man einen etwa 2 Cent. breiten Streifen Sämschleber oder Puzleder mittelst Weim auf einem genügend starken Holzspan befestigt, giebt auf das Leder etwas gechlörten Aether, mit Spiritus angerührt, und überstreicht damit die hochglanzvollen; diese erhalten dadurch den so beliebten Schwarzglanz des polierten Silbers oder Stahls. Bei der Reinigung mattsilberner Schmuckfachen verfährt man, wie vorher bei der Behandlung matter Stellen beschrieben. Man wäsche dieselben in heissem Sodawasser mit Zahnbürste und Seife tüchtig ab und lege sie zum Schluß zum Trocknen in Sägemehl.

**Verschiedenes.** W. v. R. Eine detaillierte, für den Selbstunterricht bestimmte Anleitung bietet das Werkchen „Die Majolika-Malerei“ von Sophie Marie Schlieber (Berlin, Verlag von P. Bette. Preis 3 M.). Die Verfasserin unterrichtet praktisch auf diesem von Dilettanten jetzt so gepflegten Gebiete der Malerei und hat das Büchlein mit hübschen Vorlagen ausgestattet. — Die Majolika-Lackfarben von R. Jacobsen (Berlin N., Chausseest. 38), welche nicht eingebraunt werden (beschrieben in dem Aufsatze von Anna v. Parbart, Bazar 1885, S. 491), sind neuerdings dadurch wesentlich vervollkommen worden, daß sie jetzt trocken in Kapselform (als Lackur-Lackfarben) verwendet werden. Wie man bei Aquarellfarben den mit Wasser gefüllten Pinsel zum Aufnehmen der Farben braucht, so wird bei den Lackur-Lackfarben dazu Terpentinöl oder Lavendelöl benötigt. Man mischt damit nicht nur Majolika, sondern auch Glasmalerei und kann sie selbst auf Holz, Leder und sogar zum Kolorieren von Photographien auf Albuminpapier verwenden. — W. v. R. in F. Album-Sprüche. Eine Blumenlese der schönsten Geistesblüten aus deutschen, englischen, französischen Dichtern und Prosaikern. Fünfte Aufl. Von Friedrich Seidel. Weimar, Verlag von B. Fr. Voigt.

„Der Bazar“ kostet vierteljährlich M. 2.50 (in Österreich nach Cour); Abonnements nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen jederzeit entgegen. — Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert. — Alljährlich erscheinen 24 illustrierte Nummern mit Mode und Handarbeiten, 24 doppelseitige Schnittmuster-Bogen mit circa 400 Schnittmustern, 21 Nummern Unterhaltungs-Nummern, 24 Unterhaltungs-Beiblätter zu den Moden-Nummern, ferner zahlreiche kolorierte Modenbilder.